Erzählungen des Heimgekehrten

Hieronymus Lorm

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit

6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lese-geld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt

9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8. München.

Erzählungen

des

Heimgekehrten.

Von

H. Lorm.

Prag.

Carl Bellmann's Verlag.

1858.

Druck und Papier von Carl Bellmann in Prag.

Erzählungen des Heimgekehrten.

Aus Paris.

Man ist gewohnt, in Paris eine größere Zerrüttung socialer Verhältnisse als in irgend einer andern europäischen Stadt vorauszusetzen. Das Wahre ist jedoch nur, daß von Paris mehr als von andern Städten gesprochen wird, weil sich dort auch die individuellsten Lebensbeziehungen an die Oeffentlichkeit drängen. Da aber die normalen sittlichen Zustände das Pikante und Interessante nicht bieten, das sich am meisten für die Publicität eignet, so ist der nationale esprit geschäftig, es dort zu erfinden und hineinzulegen, wo es nicht vorhanden ist; nicht aus bösartiger Sucht zu verleumden, sondern blos in der frivolen Absicht zu unterhalten. Diese

Leichtfertigkeit der Zunge birgt eine Harmlosigkeit in sich, welche am meisten jenen Vorfällen gegenüber sich erprobt, die an andern Orten die vollste Rache der Gesellschaft herausfordern würden. Man geht in Paris leichter und schonender darüber hinweg. Wo aber das sociale Laster nicht von der härtesten Strafe betroffen wird, da hat die Tugend nur ein um so größeres Verdienst. Und so gibt es in der That zahlreiche Verhältnisse in Paris, von denen Niemand spricht, die der Oeffentlichkeit kein Interesse bieten, die aber leuchtende Beispiele sind von ehrlicher Aufopferung, liebender Treue und edelster Auffassung der Beziehungen von Menschen. Wie man nirgends so leicht eine ungestörte Einsamkeit finden kann, als in Paris, wie man nirgends so leicht eine von Allen ungesehene Idylle erleben kann, als in dem wimmelnden Babel; so wird man auch nirgends so häufige Muster erhabener Menschlichkeit finden, als in der ob ihrer Lasterhaftigkeit verschrieenen Weltstadt.

Die Bemerkung will ich voraussenden, bevor ich ein ihr scheinbar widersprechendes Erlebniß der Wahrheit getreu erzähle, damit man nicht glaube, daß ein Kennzeichen der allgemeinen Zustände in Paris dadurch aufgestellt werden solle. Aber allerdings bietet nur das zum Extrem getriebene Raffinement des geselligen Lebens, wie es dort ausgebildet ist, die Handhaben, daß sich Aehnliches ereignen könne.

Ich war mit einem an ein angesehenes Bankierhaus gerichteten Creditbrief ausgerüstet. Auf meinen zahlreichen Reisen stets dem Grundsatze huldigend, daß es nicht Empfehlungsbriefe, sondern zufällige, mit Glück ausgebeutete Begegnungen sein sollen, was uns zum Schicksal in einer großen Stadt werden mag, ein Grundsatz, welchen die Erfahrung durch rascheres Heimischwerden in dem Fremdartigen und Eigenthümlichen mir oft bestätigte, war ich froh, mit jenem Hause nicht durch freundschaftliche Recommandationen, sondern in einer rein geschäftlichen Sache bekannt zu werden. Ich begab mich eines

Vormittags in das Comptoir und fragte nach dem Chef. Dieser war abwesend, aber man wies mich in affaires an den ersten Buchhalter. Ich fand einen hagern, alten Mann mit einem Gesicht wie eine schmuzige Rechentafel, auf welcher die Züge gleich zur Undeutlichkeit verwischter Zahlenreihen durcheinanderliefen. Sein ganzes Wesen hatte nicht mehr Anziehendes, als sein abgeschabter Comptoirrock, und drückte die größtmögliche Befürchtung vor jeder überflüssigen Verschwendung eines Augenblicks aus. Da ich mit Geld noch hinlänglich versehen war und den Creditbrief für den Moment nur dazu benützen wollte, mit dem Chef bekannt zu werden, so erklärte ich, in den nächsten Tagen wiederkommen zu wollen.

Ich hatte jedoch wiederholt dasselbe Schicksal, den Bankier nicht anzutreffen, und sah mich endlich gezwungen, in seiner Abwesenheit von dem Creditbrief Gebrauch zu machen, der von dem alten Buchhalter sogleich nach seinem vollen Werthe gewürdigt wurde. Nachdem ich einen

Theil der Summe in Empfang genommen und darüber quittirt hatte, sprach ich mein Bedauern über die vergeblichen Versuche aus, den Chef selbst zu sprechen und ließ meine Karte für ihn zurück. Der Alte beehrte mich hierauf herablassend mit einer Antwort, obgleich sie ihm nichts eintrug und nicht zum Geschäfte gehörte. Er entschuldigte nämlich seinen Herrn mit dem Umstande, daß derselbe den größten Theil des Tags in Auteuil bei seiner geliebten Braut zubringe, und bei diesem Ausdruck „bien-aimée“ machte der Mann eine Miene geringschätzigen Bedauerns, als ob er mir von der Manie eines erwachsenen Menschen erzählt hätte, der es sich etwa noch beikommen ließe, mit einer Puppe zu spielen. Es war ein satyrisches Grinsen, auf dem er sich ertappte, worauf er mit der Hand über das Gesicht fuhr, um den etwas zu deutlich gewordenen Ausdruck seiner Züge sogleich wieder in verwischte Zahlenreihen zu verwandeln. Ich schied von ihm, indem ich dachte, daß ein Bankier, dem der große Wurf gelungen,

der einen solchen Geschäftsführer errungen, nach dem Willen der Vorsehung dazu prädestinirt sein müsse, ein Millionär zu werden.

Einige Tage später, während mein Mund sich bemühte, an einer schauerlichen pariser Cigarre zu entdecken, was daran Tabak sei, sah ich von meinem troisième auf das bewegte Straßenleben herab. Es gehört zu den nicht geringen Merkwürdigkeiten von Paris, daß ein garçon, wenn er nicht unbezweifelbare und allgemein bekannt geworden Beweise geliefert hat, daß er im Besitz von mehr als 20.000 Livres Renten, ohne Gnade und Erbarmen für einen Schwindler gehalten würde, falls er nicht schwindlig hoch wohnte. Die erste, die zweite Etage glaubt uns Niemand als eine uns rechtlich zukommende. Ueberhaupt ist das Wohnen in Paris das ausführlichste Capitel in der Leidensgeschichte des Fremden, namentlich des Deutschen. Es gibt kein Zuhause in Paris, kein home, und das chez soi ist darauf angelegt, aus allen Ecken und Winkeln mit tausend Fingern der Unbe=

quemlichkeit auf die Straße hinauszubeuten, auf der man in Paris eigentlich zu Hause sein soll, sogar, ja besonders, im Winter. Es wird vom elegantesten Theil der Bevölkerung in Paris im Winter mehr gefroren als im Proletarierviertel der nördlichsten deutschen Stadt. Wie oft habe ich die zarte und schlanke französische Grazie verwünscht, wenn sie sich bis auf die Gestalt jener Zahnstocher erstreckte, die man in den Kamin legt, unter dem lächerlichen Vorwand, ihn damit zu heizen.

Jetzt war es aber zum Glück am Ende des Frühlings, jene glänzende Zeit, die der Entvölkerung des Sommers unmittelbar vorhergeht. Es wogte so lieblich, es brauste so harmonisch, selbst ein Menschengedränge ist anmuthig in dieser Stadt. Die Mittagssonne lag ausgelassen lachend auf dem Pflaster. Die einzelnen Erscheinungen stimmten ein in dieses Gelächter, von den Auslagen der Boutiquen bis zu den auf Damenhüte verpflanzten Blumen, die sich in ihrem „Kichern" leise schüttelten.

Die Toiletten, die Equipagen, die Wasserverkäufer, selbst die Miethcabriolets — das Alles gehörte dazu, man hätte nichts missen mögen. Ich sah aus meiner Vogelperspective mit unendlichem Vergnügen auf das kleine Stückchen Boulevard, das von meiner Straße aus dem Blick zugänglich wurde. Ich vernahm aber plötzlich das Geräusch des Fahrens in dieser Straße selbst und blickte senkrecht hinunter. Es hielt etwas vor meinem Hause, das ich ungern einen Wagen nenne, ein plumpes Wort für einen etwas vergrößerten Papillon, mit Rädern statt Flügeln. Bespannt aber war dies Feengebäude mit zwei Pferden an ungewöhnlich langer Gabel, eins hinter dem andern. Das vordere Pferd war kohlschwarz und hatte milchweißes Geschirr, das andere war milchweiß und hatte kohlschwarzes Geschirr.

Ein junger Mann sprang leicht und gelenkig herab und übergab die Zügel einem Ding, das ich ob seiner Kleinheit nicht gut bemerkt hatte und das in dieser Beziehung ein Mon-

strum war, wie gerade aus der Spiritusflasche genommen. Dieses Ding war der Groom. Der junge Mann verschwand im Hausthor; ich hatte Zeit gehabt, seinen Anzug, soweit mir von oben sichtbar werden konnte, zu bewundern, den Hut namentlich und die Lackstiefel, vor welchen man sich hätte rasiren können. Wenn er wieder heraustreten werde, hoffte ich vielleicht sogar der Weste ansichtig werden zu können. In dieser Erwartung blieb ich am Fenster, als meine Klingel mich an die Thüre rief. Ich öffnete, der junge Mann stand vor mir.

Er legitimirte sich durch seine Karte als mein verfehlter Bankier. Während er meinem bescheidenen Salönchen durch seine elegante Gegenwart Glanz verlieh und mit jener Ungezwungenheit plauderte, die das Wichtige in den Scherz und das Richtige in den Ernst kleidet und ein Geheimniß der französischen Conversation ausmacht, mußte ich mich durch verstohlene Blicke auf seine Karte wiederholt überzeugen, daß dieser vollendete junge Lion in der That ein Ban-

kier wäre, obgleich er auch nicht mit der leisesten Nüance jenes Element des Zeitgeizens verrieth, das vom Element des Geldmachens abhängig ist, jenen Scharrgeist, der die Producte unserer socialen Verhältnisse, die man Bankiers nennt, auch dann noch wider ihren Willen umschwebt, wenn sie ihre äußere Erscheinung zum vollendeten Gentleman herausgebildet haben. Er erhob sich endlich, nachdem er mich eingeladen nach Auteuil zu kommen, sobald es meine Zeit gestatte. Zu diesem Zweck wollte er mir den Namen und die Wohnung der Familie notiren, der seine Braut angehörte, und griff nach seinem Portefeuille. Seine Visitenkarte hatte er natürlich einem andern dafür bestimmten Täschchen entnommen.

Das Portefeuille suchte er vergebens. „Das ist doch peinlich," sagte er, „ich erinnere mich ganz genau, es heute Morgens an der Kasse gefüllt und zu mir genommen zu haben und folglich müßte ich das Portefeuille haben; nun bin ich noch der Unannehmlichkeit ausgesetzt,

nach dem Comptoir zurückzukehren, um mich mit Geld zu versehen und zu spät zum Diner zu kommen; das größte Laster, das ein angehender Ehemann seiner künftigen Theuern verrathen kann. Wo mag ich es nur liegen gelassen haben?" Auf meinem offenen Secretär lagen einige Rollen Napoleonsd'or, die ich in Bankbillets und Silber hatte umwechseln lassen wollen. Sie hatten sich nach und nach bei mir angesammelt durch den Umstand, daß gegenwärtig in Paris keine Valuta so allgemein als das Gold coursirt und jede einen Goldbetrag erreichende Zahlung darin geleistet wird. Es verstand sich von selbst, daß ich ihm mein ganzes Haben zur Verfügung stellte, nur die Besorgniß aussprechend, ob es genügend sein werde, um ihm die Rückkehr nach Hause zu ersparen; ich, ein armer deutscher Künstler, würde mich glücklich fühlen, glauben zu dürfen, versicherte ich scherzweise, einem Bankier auch nur die Bedürfnisse eines einzigen Tages bestreiten zu können.

Er hörte anfangs gar nicht darauf, so sehr beschäftigte der Gedanke, wo das verwünschte Portefeuille geblieben sein könnte, seinen Geist. Endlich reichte er mir die Hand zum Abschied, als ob ihm mein Anerbieten gänzlich entfallen wäre. „Ich muß nun eilen," sagte er und warf einen Blick auf die Straße, wie, um sich zu vergewissern, daß seine Pferde bei der Hand seien und ihm die größte Schnelligkeit ermöglichen werden. Ich ließ ihn so nicht fort, ich zog ihn zum Secretär und er steckte endlich, mit zarter Bescheidenheit besorgt, mich nicht von den bequemen Bankbillets zu entblößen, 400 Frcs. in Gold zu sich, mit der Versicherung, daß dies vollkommen genüge. Während ich ihn bis zur Ausgangsthür begleitete, erwähnte er eines Bildes von einem alten Meister, das sich in meinem Besitz befand; ich hatte ihm davon gesprochen und flüchtig angedeutet, wie gern ich es in Paris verkaufen möchte. Er machte mir die beste Hoffnung, einige Personen seines Kreises dafür zu interessiren.

Nichts war natürlicher, als daß ich am nächsten Tage der Rückstellung des Geldes entgegensah, da die Sitte eine rasche Erledigung der kleinen Schuld erheischt hätte. Ich war nun begierig, ob ein Besuch oder ein Billet daran geknüpft sein werde und erwartete das Letztere. Mehre Tage verstrichen, ohne daß das Eine oder das Andere sich gezeigt hätte. Ich legte nicht das mindeste Gewicht darauf; Zerstreuung, Vergeßlichkeit, noch dazu durch Liebe bewirkt, endlich die tausend kleinen lästigen Geschäfte, mit welchen die Vorbereitungen zur nahen Hochzeit ihn überbürdeten, mußten ihm die Geringfügigkeit aus dem Sinne gebracht haben, die ihm ohne Zweifel beim ersten zufälligen Begegnen mit mir wieder einfallen werde.

Zehn Tage etwa verfloßen, als ich einen Brief von ihm empfing, nichts weiter enthaltend als eine in herkömmlichen Ausdrücken abgefaßte Einladung, der Trauung in Auteuil beizuwohnen. Dieser Aufforderung entsprach ich mit Vergnügen, indem ich mich mit dem unvermeidlichen und

kostbaren Bouquete ausrüstet, welches nach französischer Sitte jeder Theilnehmer einer solchen Feierlichkeit mitbringen muß.

Die Sache ging in gewohnter Weise von Statten. Die Braut war wunderschön und ich begriff, daß man an ihrer Seite mehr als eine geringfügige, gesellige Pflicht, daß man alle Schätze und zugleich alle Gläubiger der Welt vergessen kann. Sie duftete gleichsam von einem Anflug undefinirbarer Trauer, die nicht merklich werden wollte. Dem glücklichen Bräutigam gelang es mehr, als nothwendig gewesen wäre, eine Gleichgiltigkeit vor den Augen der Welt zu affectiren. Eine Convenienzheirat! war der Gedanke, der sich Jedem aufdrängen mußte, und was ihm Wahrscheinlichkeit, der ganzen Sache aber etwas Romantisches verlieh, war, daß es an einem Cousin nicht fehlte, den man sich flüsternd als einen frühern Bewerber bezeichnete, der jedoch mit seinen Absichten mehr Glück bei dem schönen Mädchen als in dem entscheidenden Urtheil ihres Vaters gehabt hätte.

Das Fest entfaltete den vollsten Glanz, alle Einzelheiten gaben Zeugniß von gediegenem Reichthum; die Mitgift der Braut, das wußte man bestimmt, war eine der ansehnlichsten, welche in dieser Schichte der Gesellschaft vorkommen konnte. Ich kehrte spät des Abends nach Paris zurück, nicht ohne Neid an diesen „coquin" von Bankier denkend, der zu seinen vielen irdischen Gütern außer der beträchlichen Vermehrung der materiellsten derselben noch eine so edle Pflanze erworben hatte.

Die Flitterwochen wurden zu meinem Erstaunen in Paris gefeiert, obgleich es eben die Zeit war, wo alle Welt sich auf Reisen begab, und trotzdem man noch während der Trauung von London, Schottland, Italien und weiß Gott von welchen nächsten Zielpunkten der Glücklichen gesprochen hatte. Der Bankier hatte mich nicht eingeladen, ihn zu besuchen, man konnte ihn aber bald nach der Heirat überall allein erblicken, wo es Mode gewesen wäre, mit der Frau zu erscheinen. Er begrüßte mich stets ebenso freund-

lich als flüchtig. Mich interessirte das Verschwinden der reizenden Frau, aber man wird mir es nicht verdenken, daß mich im Augenblicke eben so sehr das spurlose Verschwinden meiner zum Theil ebenfalls reizenden 400 Frcs. interessirte. Und da endlich alle Grenzen der Zeit überschritten waren, innerhalb deren sich eine Zurückstellung ohne vorhergegangene Erinnerung erwarten ließ, so schrieb ich ein kurzes Billet, in welchem ich die Sache mit dem mir möglichsten Humor behandelte, das Schicksal beklagend, welches es den Menschen, die nicht Banquiers sind, auferlegt, überhaupt von dergleichen zu sprechen.

Dies Billet fand keine Erwiederung, obgleich ich mich von der richtigen Abgabe hinlänglich überzeugt hatte. Die Sache kam dadurch auf einen Punkt, wo es mir ein mehr als materielles Interesse bot, sie aufzuklären. Ich verfügte mich demgemäß in das Comptoir und fragte, ob der Chef anwesend wäre. Diesmal wurde bejahend geantwortet; man wies mich in das

mir schon bekannte kleine Nebenzimmer. Hier fand ich jedoch Niemand als den Buchhalter.

„Ich glaubte den Chef selbst anwesend zu finden," sagte ich, ein wenig verwundert.

Der alte Herr erhob sich von seinem in die Höhe geschraubten Comptoirbock, machte mir eine kleine freundliche Verbeugung und sagte: „Das bin ich."

„Und Herr Anatole M.?" fragte ich ganz erstaunt.

„Was wünschen Sie von ihm?" entgegnete der vermeintliche Buchhalter mit einer Miene, die anzeigte, daß Zeit ein überaus kostbarer Artikel sei, den er keineswegs gratis zu verschenken geneigt wäre und ohne meine Frage direct zu beantworten.

Ich erzähle ihm kurz meinen Fall.

„Haben Sie etwas Schriftliches, gerichtlich Giltiges?" fragte er; „nicht? Dann weiß ich Ihnen nichts zu sagen."

„Aber die Ehre eines Hauses," versetzte ich, „die durch den Chef mitverletzt wird, wenn er nicht wie ein Gentleman handelt."

„Ein Haus ist kein Gentleman," erwiederte der Alte schroff, „haben Sie 400 Francs dem Hause B. u. Comp. geliehen, dessen Vorstand Herr Anatole M. an jenem Tage allerdings gewesen ist, dann präsentiren Sie Ihr Papier. Privatangelegenheiten des Herrn Anatole M. kümmern mich nicht, er hat sich aus dem Geschäft zurückgezogen."

Ich ging, mehr verwundert als empört über diesen Vorgang. Konnte hier ein ganz ordinärer Gaunerstreich zu Grunde liegen? Daß Anatole der Chef des Hauses B. u. Comp. war oder gewesen war, daran konnte nicht der mindeste Zweifel haften. Hätte mir auch seine Karte nicht bestätigt, daß jener junge elegante Dandy, der mich besuchte, nicht etwa ein Betrüger war, der sich fälschlich für den Bankier ausgab, so würde mich die Hochzeit, bei der er unter diesem Namen und Titel figurirte, doch durch meine eigenen Augen von seiner Identität überzeugt haben. War er nicht Millionär? Hatte er nicht zum Ueberfluß soeben ein großes Vermögen erhei=

ratet? Konnte es dem allen Formen der höhern Gesellschaft nachkommenden und mit so viel Glanz und Verschwendung auftretenden Manne auf die paar Francs ankommen, daß er sich, um sie zu ersparen, der Gefahr eines Affronts aussetzen wollte? Er hat sich aus dem Geschäft zurückgezogen, sagte der alte Buchhalter, das will in Paris nichts Anderes sagen, als: er lebt jetzt von seinen Renten.

Ich beschloß der Sache auf den Grund zu kommen, und sollte ich ein Duell provociren müssen. So viel war zwar die kleine Summe nicht werth, aber wohl die Erfahrung, die vielleicht dabei zu machen war für einen Beobachter der Menschen und Sitten. Der Zufall begünstigte mich anfangs nicht sonderlich, Herr Anatole wollte mir an den Orten, wo ich ihn zu treffen erwarten konnte, nicht mehr begegnen. Eines Abends jedoch hörte ich im Salon der Marquise von ... seinen Namen aussprechen, in einem Kreise von Herren unweit von mir. Da mir einer der Herren wohlbekannt war, so trat ich hinzu und

vernahm nun aus Andeutungen, daß irgend ein düsteres Räthsel über den Verhältnissen des ehemaligen Bankiers schweben müßte. Man nannte auch einen Advocaten, der die Sache seiner Gläubiger führte. Ich begab mich zu diesem Advocaten. Es würde zu weit führen und müßte überdies den Stoff zu einem ganzen Buche über Paris bilden, wenn ich dem geehrten Leser mittheilen wollte, durch welche Verbindungen und Intriguen von Frauen, die ich für den Fall zu interessiren wußte, es mir endlich gelang den Schleier zu lüften. Hier mag die Thatsache genügen, zu welcher meine Feder nichts als die Namen und Initialen erfunden hat.

Das Haus B. und Comp. war vor einigen Jahren nur eins der ersten Häuser in einer französischen Provinzialstadt, und hatte sich noch nicht in Paris etablirt. Den Chef aber, den wir Guillaume S. nennen wollen und der kein Anderer war, als der Buchhalter mit der Rechentafel in seinen Mienen, beschäftigte der Gedanke lebhaft, ein zweites Haus unter derselben

Firma in Paris zu gründen. Er erkor sich zum Compagnon einen jungen Mann aus jener Provinzialstadt, eines Krämers Sohn, der mit dem mercantilischen Theil sehr vertraut war und die Hälfte der nöthigen Fonds dazu hergab, nachdem er eben ein unerwartet großes Vermögen von seinem Vater geerbt hatte. Der Alte ging nach Paris, gründete das Etablissement und ließ jenen jungen Mann, Herrn Anatole M., als Chef zurück.

Anatole war ein ehrsamer Sohn der Provinz und noch dazu eines Epicier. Werktage und Arbeit, Sonntag und Vergnügen waren in seinem Leben bisher immer parallel gelaufen. Paris gab ihm plötzlich neue Augen, ein neues Herz, neue Sinne. Von dem Manne der Provinz blieb bald nichts mehr übrig, leider nicht einmal das Geld, das er in das Geschäft gesteckt, bald auch nicht mehr das Geld, das sein Compagnon dazu gegeben. Und doch hätte er so wenig zu thun gehabt, es galt keine gewagten, großen Speculationen zu unternehmen, es

galt nur einen stillen, soliden Gang einzuhalten, um der pariser Firma nach und nach dasselbe Ansehen zu verschaffen, das die in der Provinzialstadt genoß. Aber in der letztern gab es kein Quartier Nôtre Dame de Lorette.

Es wurden überhaupt wenig Geschäfte gemacht. Es fehlte an baarem Gelde, ein Zustand, der einen echten Bankier zuweilen angenehm schmunzeln macht, bei Anatole aber bereits der Anfang des Endes war. Bisher hatte sich Herr Guillaume in der Provinz über nichts zu beklagen gehabt, als über seines Compagnons geschäftliche Unthätigkeit. Diese machte jedoch bald einer Thätigkeit Platz, über die sich der alte Herr viel ernsthafter zu beklagen hatte. Anatole wurde insofern wieder Kaufmann, daß er Wechsel acceptirte. Sie gelangten bald auf den verschlungenen Handelswegen nach der Provinz, girirt, escomptirt u. s. w. Herr Guillaume wußte diese Papiere nicht mit Geschäften zusammen zu reimen, die nicht gemacht wurden. Er beschloß sogleich, in Paris das in dieser Beziehung Man-

gelhafte seiner mercantilischen Kenntnisse zu ergänzen.

Bald hatte er von Allem Wissenschaft erlangt. Zu vorsichtig, um mit Herrn Anatole nicht der Art contrahirt zu haben, daß er nöthigenfalls als Gläubiger seines Compagnons auftreten konnte, breitete er nun vor demselben die bezüglichen Urkunden aus und wies mit dem Finger auf die Stellen, welche ihn, den Alten, berechtigten, seinen jungen Freund zu einer Entfernung von Paris zu veranlassen, zu einem Besuch des Bagno's von Brest und Toulon, und bei dem Interesse, das der junge Mann ohne Zweifel an dem Gegenstande nehmen werde, könnte sich ein solcher Besuch leicht auf eine Anzahl von Jahren ausdehnen.

Anatole, ein leichtsinniger Verbrecher, sah jetzt erst in die Tiefe des Abgrunds, dem er nahe gekommen war. Er stöhnte, schrie, weinte und rief Himmel und Erde zum Zeugen seiner Versprechungen, wie er in der Zukunft Alles ersetzen wolle und daß er nur jetzt Erbarmen verlange.

Herr Guillaume, der ihm zuhörte, als ob er eine entgegengesetzte Meinung in der angenehmsten Weise von der Welt vorbringen würde, sagte endlich:

„Sie haben mit Ihren Einwendungen gegen diese Tour nur insofern Recht, als das Aufsehen, welches Ihre Reise und die vorgehenden öffentlichen Verhandlungen darüber machen würden, mir zu meinen abhanden gekommenen paarmal Hunderttausend Francs nicht verhelfen würden. Wir wollen also, bevor wir zum Aeußersten schreiten, noch einen Versuch anderer Art machen. Indessen werden wir zu arbeiten anfangen, die Miethe für ein Comptoir soll nicht umsonst bezahlt werden. Sie sehen in mir Ihren alten treuen Buchhalter, ohne dessen Beiziehung Sie kein Geschäft abschließen und auf den Sie sich in allen Stücken verlassen können."

Einige Tage später, sagte der Buchhalter zu seinem „Chef":

„Der Rentier Monsieur G. gibt seiner Tochter 300.000 Francs Mitgift, wenn er eine

gleichentsprechende Partie für sie findet. Sie werden trachten, als Compagnon eines der ersten Handelshäuser, das sich nun ernstlich auch in Paris etabliren will, binnen acht Tagen der Bräutigam von Mademoiselle Josephine G. zu sein. Die Mitgift werden Sie am Tage des Empfangs Ihrem alten treuen Buchhalter übergeben, der 250.000 Francs Gehalt von Ihnen zu fordern hat. Die 50.000 Francs mehr strecke ich Ihnen jetzt zum Zwecke vor, daß Sie den Ihrer Stellung entsprechenden Glanz der Erscheinung aufrecht erhalten, der Sie zum Ziele führen wird. Es wird Ihr eigenes Interesse sein damit auszukommen und Sie werden in dieser Absicht die Frist bis zur Hochzeit möglichst abzukürzen suchen. Am Tage nach der Vermälung werden Sie beim Handelsgericht und in öffentlichen Blättern die Erklärung abgeben, daß Sie sich aus dem Geschäft zurückziehen und alle noch haftenden Verbindlichkeiten von mir, Ihrem Compagnon, übernommen werden. Wenn Sie sich es beikommen ließen, den Credit Ihrer Stellung bis

dahin zu benutzen, um auf Rechnung des Hauses Schulden zu machen, so bedenken Sie früher wohl, daß die Urkunden gewisser Art in dem Augenblicke aus meinen Händen in die des Gerichts kommen, als eine unerwartete Forderung an das Haus, eine, die ich noch nicht kenne, geltend gemacht wird."

Und so sich in allen Punkten verclausulirend und sicherstellend, gelangte Herr Guillaume zu seinem Ziel, und dem diabolischen Verfahren wurde das schöne Mädchen, das einen Millionär zu heiraten glaubte, zum Opfer gebracht. Die mißlichen Verhältnisse Anatole's blieben nach dem Abschluß der Ehe nicht lange Geheimniß. Seine neuen Gläubiger hatten keine Forderungen an das Haus zu stellen, sie mußten sehen, wie sie mit ihm fertig wurden. Herr Guillaume blühte und gedieh und lieferte die bewußten Urkunden dem Schuldigen behufs der Vernichtung aus. Anatole stürzte sich in das abenteuerliche Leben eines pariser Schuldenmachers. Ich bedauerte am meisten seine Frau.

Durch Zufall wurde es Anatole bekannt, daß ich eine Ahnung von seinen Verhältnissen erhalten hatte. Er kam eines Tages zu mir und sagte offen: „Es circuliren Verleumdungen über mich; darf ich hoffen, daß Sie sich nicht zum Organ solcher machen werden, wenn ich es dahin bringe, daß eine kleine zwischen uns schwebende Rechnung geregelt wird?“

Und ohne mir Zeit zur Antwort zu lassen, fuhr er fort:

„Ich schulde Ihnen 400 Francs, die ich Ihnen, so lächerlich es klingt, nicht sogleich bezahlen kann. Wollen Sie sich für bezahlt erachten, wenn ich Ihnen im Kreise meiner Bekannten einen Käufer für Ihr Bild finde?“

Ich trachtete den Menschen aus dem Gesichte zu bekommen und versicherte, daß ich mich nicht zum Träger unliebsamer Geschichten mache, jene kleine Summe aber schon längst für verloren gegeben hätte.

Nichtsdestoweniger fand sich nach einiger Zeit ein Käufer für das Bild ein. Anatole ver=

lor ich aus dem Gesichte. Was seine Frau betrifft, so tröstet mich der Gedanke, daß es in Paris, wenn weder bei einem noch dem andern Theil Liebe im Spiel ist, doch nicht leicht eine ganz unglückliche Ehe gibt.

Aus Venedig.

In einem der wenigen Augenblicke, die ein Fremder in Venedig zu Hause zubringt, blätterte ich eines Morgens zufällig in einem französischen Roman. Ich las die folgende Stelle: „Mit Liebe denke ich in dieser alten Abtei der Mönche, die einst hier gehaust haben; ich liebe und verehre diese ehemalige Gesellschaft der Klöster, wie ich mir sie vorstelle. Sie bildete und vervollständigte sich aus dem Unglücklichen und Besiegten, sie bewahrte allein inmitten einer barbarischen Welt die Empfindung und den Geschmack für die Genüsse des Geistes; sie öffnete eine Zuflucht, und die einzig mögliche in jener mittelalterlichen Epoche, jeder Intelligenz, die,

wäre es selbst unter dem Joch des Sklaven, einige Funken von Genie aufblitzen ließ. Wie viele namenlose Dichter, Gelehrte, Künstler, Erfinder mochten nicht zehn Jahrhunderte lang das geheiligte Asylrecht gesegnet haben, das sie dem Elend und den zerstörenden Wirren der Erde entrissen hatte! Jene Gesellschaft der Klöster bemühte sich, die armen Denker unter den Plebejern zu entdecken und die Entwicklung ihrer verschiedenen Fähigkeiten zu begünstigen, indem sie ihnen das Brod eines jeden Tages und die süße Wohlthat der Muße sicherte, sich durch ihre Talente ehrend und schmückend. Und wie eng der Raum war, der diesen Talenten bemessen wurde, um sich geltend zu machen, sie konnten doch wenigstens die ihnen verliehenen Kräfte frei darin entfalten; sie lebten glücklich, wenn sie auch unbekannt starben."

Von mancherlei Gedanken, welche diese Worte erregen konnten, hielt ich im Moment nur den einen fest, den Besuch des Klosters der Armenier, den ich in meinen Reiseplan mit einge-

schlossen hatte, mit der gesammelten Stimmung auszuführen, die jene Stelle erweckt hatte. Das Kloster liegt bekanntlich auf einer der zahlreichen Inseln, welche die Lagunen Venedigs bevölkern, auf der Insel San Lazzaro. Sie hat ihren Namen von dem armen Aussätzigen des Evangeliums, denn sie bot im zwölften Jahrhundert Jenen, die mit demselben Uebel behaftet aus dem Orient kamen, eine Kirche und ein Hospital. Später, als die Krankheit erlosch, wurde die Insel von der Republik völlig aufgegeben und ihre Gebäude zerfielen in Trümmer. Sie sollte aber die Republik überleben und zu großem Ruhm gelangen, als diese schon nicht mehr war.

Auf der Riva traf ich einen jungen Deutschen, der ebenfalls zum ersten Male in Venedig, sich mir zum Besuch des Klosters anschloß. Wir bestiegen die Gondel und glitten durch die breite, stille Lagune bei schönstem Sonnenglanz unserm Ziel entgegen.

Ich hatte Zeit, mir meinen Begleiter zu betrachten, dem ich zwar schon mehrmals be-

gegnet war, der aber niemals entschiedener den Ausdruck jener modernen Melancholie angenommen hatte, die man mit Zerrissenheit bezeichnet. Das würde mich von ihm abgestoßen haben, der ich, ein Feind solchen Zustandes, weit weniger geneigt bin, ihn für einen Schmerz, als für eine Schuld zu halten, für eine Schuld, die nicht einmal das männliche Gepräge einer That trägt. Allein der junge Mann war von einer so wunderbaren Schönheit, daß sie den gefesselten Blick verleiten mußte, ihm alles zu verzeihen. Er würde jedem Künstler als Modell eines Antinous haben dienen können, wenn ihm dazu nicht die antike Ruhe und Heiterkeit gefehlt hätte, obgleich die Züge und Haltung des Leidens, der Unbefriedigung, was sie seiner Schönheit vor dem Auge des Künstlers an Werth und Reiz nahmen, ihr wahrscheinlich vor dem Auge der Frauen in verdoppeltem Maße wiedergaben.

„Sie wissen nicht, was Sie mir in diesem Augenblicke leisten," sagte ich zu ihm, „Sie machen mir eine Erinnerung lebendig, die sonst nur

schattenhaft bliebe und doch die passendste ist für Zeit und Ort. Wer denkt hier nicht an Lord Byron? Er war häufig ein Gast des Klosters und hat die Sprache der Armenier verstehen gelernt."

„Und welche Beziehung habe ich zu Lord Byron?" fragte er; „ich gebe Ihnen mein kaufmännisches Wort, daß ich niemals die falschen Wechsel auf die Unsterblichkeit gezogen habe, die man Verse nennt."

„Sie gleichen Lord Byron," erwiederte ich, „nicht eben durch eine vulgäre Aehnlichkeit der Züge, aber durch eine gleich mächtig wirkende Schönheit. Und mehr noch! Die interessante Trauer, die Sie umschleiert, macht denselben Eindruck, wie nur immer einer der weltmüden Strophenseufzer des merkwürdigen Briten."

„Ich glaube an die Wahrheit seiner Trauer nicht," sagte der junge Mann nach einer Pause, während welcher er der Arbeit des Gondoliere vor uns mit jener gleichgiltigen Aufmerksamkeit zugesehen hatte, die verräth, daß das Ziel des

Auges nicht auch das Ziel der Gedanken ist; „warum ist er nicht Mönch geworden, hier, wo er ein Beispiel von weltentsagendem Leben täglich beobachten konnte, warum ist er immer wieder in die Welt zurückgekehrt, die ihn blos darum stets von Neuem abstieß, weil sie ihn stets von Neuem angezogen hatte? Ach! es muß süß sein, Mönch zu werden, aus einem großen Schmerz seine Religion zu machen, und während eine banale Moral und die brutalen Aufforderungen der Welt zur Freude uns den Schmerz fortwährend entwinden wollen, sich ihm ungestört und widerstandslos hinzugeben, nichts zu thun, als zu leiden. Haben Sie den Tiefsinn bemerkt, daß die deutsche Sprache schon grammatikalisch das Thun zum Gegensatz von Leiden macht? Der wahrhaft Leidende muß müssig sein können, denn was scheint seiner Trauer noch werth, daß es gethan werde? „Geh' in ein Kloster!" sagt Hamlet. Ich bin nicht blos neugierig, ich habe eine unendliche Sehnsucht, jetzt hier die Lebens-

formen zu erblicken, unter welchen ich mein Leiden am liebsten ertrüge."

Aeußerungen dieser Art hatten mich oft zu lebhaftem Widerstreit angeregt. Ich hätte auch jetzt den krankhaften Seelenzustand bekämpfen mögen und nebenbei eine ohne Zweifel unrichtige Vorstellung vom Klosterleben. Allein die Erfahrung hatte mir längst bewiesen, daß nur mit Jenen zu streiten ist, die bekehrt und belehrt sein wollen, weil nur in Solchen die Streitlust eine Anstrengung ihrer physischen Natur ist, zum Heilmittel zu gelangen. Wo aber das Gemüth selbst sich in einem krankhaften Zustand wohl gefällt, von seinem Weh nicht einmal befreit sein will, da können nur Ereignisse des unmittelbaren Lebens selbst eine bessere Richtung geben. Wenn ich aber auch nicht geneigt war, den Zustand zu bekämpfen, so war ich doch nicht minder neugierig die Ursache zu wissen, die so reichen Mitteln zum Glück, blühender Jugend und Schönheit, das Glück selbst unerreichlich zu machen schien. Es gelang mir,

meinen Begleiter noch während wir in der Gondel unserm Ziele zusteuerten, zu einer Mittheilung darüber zu stimmen.

„Ich bin der Sohn sehr armer Leute," sagte er, „und weiß nicht wie es geschah, daß ich vom ersten bewußten Augenblick meines Lebens an das Bestreben nach Feinheit und Eleganz in allen Dingen hatte. Nicht den Reichthum beneidete ich, noch die brausenden Genüsse, die er bietet, sondern nur die Anmuth und Ruhe des Daseins, die er erlaubt, die feine Vornehmheit in Kleidung und Geräthschaften, die Noblesse in den Umgangsformen. Durch dieses Bestreben wurde ich von selbst daraufgeführt, die französische Sprache genau kennen zu lernen, und mit größter Sympathie verweilte ich bei Leben und Sitte der höhern Gesellschaft von Paris, so viel mir davon durch Romane und andere Bücher bekannt werden konnte. Ein unbezwingliches Verlangen, Paris zu sehen, erfüllte mich schon ganz, als ich noch sehr im Widerspruch mit der Möglichkeit einer so kostspieligen Reise, die unterge-

ordnete Stelle eines Praktikanten in einem Handlungshause in Wien annehmen mußte mit der Aussicht, die mir damals als die höchste gelten sollte, im Laufe eines Jahres zu einem kleinen Gehalt zu gelangen."

„Die Welt hat kein Mitleid für imaginäre Leiden, als ob sie nicht die größten wären. Wer auf einem Posten steht, wo ihm Arbeit und Fleiß sein leibliches Auskommen sichern, der gilt für wohlversorgt. In welchem Verhältniß die Arbeit zu seiner Natur und der Lohn zu seinen Wünschen steht, darum kümmert sich Niemand. Es vergingen einige Jahre und ich hatte einen Gehalt errungen, der für ansehnlich gelten konnte und meine nächsten Bedürfnisse reichlich deckte. Aber dieses tägliche Karrenschieben um des lieben Brodes willen für eine Natur, die nicht vom Brode allein lebt! Der Gedanke, daß auch der größte Wohlstand keiner ist, sobald er unthätigen Händen gegenüber augenblicklich versiegt! Ich gehöre nicht zu den Ackergäulen unter den Menschen, die das Joch brauchen, wenn ihnen wohl

sein soll. Mir war damals nichts unbegreiflicher, als wie man sich langweilen kann, wenn man nichts zu thun hat. Mit Seufzern ging ich jeden Morgen an meine Arbeit, und auch mit Seufzern strich ich meinen Lohn ein."

„Sie galten aber auch dem Umstand, daß mich das Wenige, was ich verdiente, der Erfüllung meines brennenden Wunsches nicht näher bringen konnte, Paris zu sehen, dort zu leben, zu genießen. Die Mittel zur Reise dahin wären zur Noth zu sammeln gewesen, aber nur, um dort von neuem die Sysiphus-Arbeit zu beginnen, die nirgends gräßlicher sein mag als in Paris. Da geschah plötzlich, was mich mit den angenehmsten Hoffnungen erfüllte. Mein Chef hatte eine wichtige Sendung an seinen Bruder nach Paris abzufertigen, der dort Vorstand eines eben so angesehenen Handlungshauses ist. Telegraphische Drähte waren damals noch nicht gezogen. Er erwählte mich, der ich ihm durch meine Kenntnisse des Französischen schon einmal besonders bemerkbar geworden war, zu seinem

Privat-Courier. Ich empfing die bezüglichen Briefe und Aufträge und zuletzt die Weisung, so lange ruhig und geduldig in Paris zu verharren, bis mich der Bruder zurücksenden werde, da die Sache, um die es sich dabei handelte, keinem Andern mehr anvertraut werden sollte. Es wurde mir während der Zeit meines Aufenthaltes, auch wenn er Monate und selbst ein Jahr dauerte, eine den pariser Verhältnissen angemessene Erhöhung meines Gehaltes angewiesen."

„Ich war unbeschreiblich glücklich, als ich das Cabinet meines Chefs verließ und meine Vorbereitungen traf, noch an demselben Tage abzureisen. Mein Prinzipal, der gute Mann, hatte mich völlig bedauert, daß ich lange Zeit dem „Geschäft" fremd bleiben sollte, das er für den Inbegriff des menschlichen Daseins hielt, und demgemäß mich als „Entschädigung" ganz gut mit Reisemitteln versehen. Ich aber war wie verwandelt von dem Gedanken, aus dem stehenden Wasser meiner Existenz herauszukom-

men und einmal frei und vergnügt im Ocean des Lebens umher zu schwimmen. Paris! Paris! Alles, was ich von Pracht und Glanz der Stadt, von ihren stürmischen Vergnügungen, vom Reiz ihrer Geselligkeit und von der Möglichkeit entzückender Abenteuer auf diesem Boden gelesen und geträumt, war mir plötzlich aufgethan. Ich war bisher blasirt, ohne genossen zu haben; ich wollte nun wirklich genießen, und sollte ich darüber als ein für die ganze übrige Lebenszeit Blasirter zurückkehren. Einmal in dieser Art glücklich gewesen sein, dachte ich, heißt für immer glücklich sein."

„Es war Abend, als ich in Paris ankam; ich hatte Ordre, sogleich nach der Ankunft, und wäre es auch zu keiner geschäftsmäßigen Stunde, meine Briefe abzugeben. Dennoch konnte ich mir es nicht versagen, mich vorerst im Gasthof in meine beste Salontoilette zu werfen, dann ließ ich ein Cabriolet kommen, um nach dem Hotel des großen Bankiers zu fahren. Das ging nicht so rasch, als ich gewünscht hätte.

Mein Einspänner gerieth in eine pompöse Wagenreihe, die sich nur langsam fortbewegte; ihr Ziel aber war auch das meine. Der Bankier gab einen seiner glänzenden Bälle, zu welchem sich das reichste und vornehmste Paris drängte. Endlich gelangte ich zur Treppe, eine wahre Jakobsleiter, auf der die Engel nur auf- und nicht niederstiegen. Parfums berauschten mich, Diamanten und weiße Schultern tanzten vor meinen Augen. Ich pries meinen Stern, der mir, kaum eine Stunde in Paris, schon einen jener seltenen Taumelkelche an die Lippen zu setzen schien, welchen Leute meines Gleichen oft nur durch einen langjährigen Aufenthalt erstreben."

„Die anmeldenden Kammerdiener, welche an der Schwelle des ersten Salons die Namen des Kommenden ausrufen, fragten mich um den meinen. Jedem unangenehmen Mißverständniß vorzubeugen, erklärte ich sogleich den Hauptzweck meines Erscheinens als einen geschäftlichen, der keinen Aufschub erleiden könne,

und verlangte unmittelbar den Herrn des Hauses zu sprechen. Ein anderer dienender Geist, der weder die Livrée noch die festliche weiße Cravate seiner Collegen trug, wurde herbeibeschieden, und nachdem ich sein Befremden durch glaubwürdige Angaben besiegt hatte, führte er mich in ein abseits gelegenes simples Stübchen. Wenige Augenblicke später stand der Bankier vor mir. Er empfing meine Briefe, hörte meine mündlichen Berichte und entfernte sich mit der Bitte, seine Rückkehr zu erwarten. Ich schwelgte, als ich allein war, in dem Gedanken, in Paris zu sein, und sobald das Geschäft für heute abgethan sein werde, mich in den langersehnten Wirbel stürzen zu können. Mit mehreren Herren zurückkehrend, die sich zum Schreiben zurecht setzten, fragte mich der Bankier, ob ich von der Reise sehr ermüdet wäre, da ich wohl einige Nächte nicht geschlafen hätte. Eine freudige Ahnung glitt mir in das Herz, er werde mich zur Theilnahme an seinem Ball auffor-

dern. Mit dem Ungestüm der Jugend verneinte ich seine Frage.

„Nun, das ist mir lieb," sagte er gleichmüthig, „und Ihr freudiger Eifer im Geschäft verdient außerdem Anerkennung. Sie haben nur vier Stunden Zeit zu schlafen, denn Sie verlassen morgen mit dem ersten Zug Paris und machen mit meinen Briefen dieselbe Courier-Reise wieder retour."

„Es mochte sich mein ganzes Entsetzen auf meinem Gesicht abgespiegelt haben, denn der Bankier faßte mich neugierig in's Auge und seine Züge wurden immer wohlwollender, je länger er mich betrachtete. Er schien den Grund meines Schreckens zu errathen."

„Sie haben es sich wohl anders vorgestellt," sagte er mit gütigem Lächeln, „aber da hilft nun nichts mehr. Mein Bruder verläßt sich auf Sie, Sie haben die Pflicht übernommen, die Sache kann nicht verschoben werden und es ist nicht mehr Zeit, einen Andern damit zu betrauen. Mein Bruder konnte nicht wissen, daß

eben erledigt wurde, was nach seiner Meinung noch Monate lang in der Schwebe bleiben sollte. Wollen Sie indessen einen kleinen Ausschnitt von Paris kennen lernen, so folgen Sie mir in den Salon und mischen Sie sich in die Gesellschaft. Es ist mir ohnehin angenehm, wenn ich Sie nöthigenfalls in dieser Nacht noch sprechen kann, bevor ich Sie expedire. Wollen Sie aber lieber schlafen, so wird der Buchhalter um vier Uhr Morgens bei Ihnen sein."

„Ich hatte wenigstens äußerlich meinen Gleichmuth wieder gewonnen. Den Menschen, die uns wie eine Maschine kaufen und die uns bezahlen, wie man eine Maschine heizt; die unser inneres Leben zertreten, weil sie kein solches voraussetzen, wollte ich kein mich demüthigendes Schauspiel ihrer Macht geben. Ich erklärte dem Manne, daß ich nur, weil er selbst mich in der Nähe zu haben wünschte, bereit wäre, ihm in den Salon zu folgen."

„Meine Seele war wie zerschmettert von einem Fall aus erträumter Höhe. Ach, diese

Höhe wäre der Gipfel meines Glückes gewesen. Ein schäumender Trunk aus dem Wonnekelch: Paris — und wäre es auch nur so viel gewesen, als in einem einzigen Monat genossen werden kann! Trotz meiner Niedergeschlagenheit konnte ich mich dem Eindruck angenehmer Ueberraschung nicht entziehen, als ich die Pracht der Säle und in ihnen den Glanz der Gesellschaft erblickte. Ich blieb aber so ruhig und unbefangen, als ob alles dies spurlos an mir abgeglitten wäre; nil admirari flüsterte mir mein Stolz zu, wenn ich den Blick des Hausherrn prüfend auf mir ruhen glaubte. Bald fand ich mich von ihm getrennt und steuerte allein durch diese wogende schimmernde Welt. Fast wäre meine Unbefangenheit einer peinlichen Angst gewichen, als ich mich hie und da zum Gegenstand einer besondern Aufmerksamkeit werden sah, ja ein gewisses Aufsehen erregte, dessen Grund ich mir nicht gleich zu erklären vermochte. Im Tanzsaal erst belehrte mich darüber das erlauschte Geflüster einiger Damen; es war der banalste

Vorzug, der einem Manne zu Theil werden kann und den Sie selbst erst faute de mieux an mir rühmten, es war meine äußere Erscheinung, was die Augen auf mich lenkte. Sie war es auch, wie ich leicht errathen konnte, die Anforderungen an den Hausherrn bewirkte, der sich sonst wenig um mich gekümmert hätte, mich einigen Herren und Damen vorzustellen. Was hätte auch sonst an dem unbekannten, namenlosen Deutschen interessiren sollen? Abermals sehr unbefangen sah ich mich jetzt gewissermaßen zu einem Schaustück erhoben; was galt mir jetzt diese Gesellschaft, der ich ihr am nächsten Morgen für immer den Rücken kehren sollte? Was lag mir an günstigen oder ungünstigen Eindrücken, die ich hervorbrachte? Hier ließen sich für mich keine fortwirkenden Beziehungen anknüpfen; es war ein Abend ohne Zukunft, all diese reizende goldene Wirklichkeit nur ein närrischer Traum, von dem nichts übrig bleibt, der nie gewesen ist, wenn ich am nächsten Morgen die Augen im Reisewagen aufschlage."

„Und diese Betrachtung, die mir ein Trost sein sollte, fuhr mir plötzlich schmerzhaft wie ein Dolch in's Herz, als ich zwei große brennende Augen auf mich gerichtet sah. Sie gehörten einem jungen Mädchen von außerordentlicher Schönheit, einer Schönheit, die den Charakter des Südens trug. Mit Hilfe einer der bereits angeknüpften Bekanntschaften wurde ich ihrer Mutter, neben der sie saß, vorgestellt. Das Mädchen erröthete dabei, während mein Blick auf ihr ruhete, so stark und es folgte gleich darauf eine so intensive Blässe, daß ich ihr eine besondere Emotion wohl anmerken konnte. Der gefällige Franzose, der mich vorstellte, hatte mich einen Schützling des Hausherrn genannt. Ich tanzte mit dem Mädchen. Sie war die Enkelin eines der während des ersten Kaiserreichs Geadelten. Eine gewisse leidenschaftliche Ungebundenheit, die man von ihrem volksthümlichen Ursprung hätte herleiten können, vermischte sich in ihr mit der aristokratischen Kunst, die genauesten Grenzen der Grazie und des Anstandes

inne zu halten. Spanisches und französisches Blut machten äußerlich wie innerlich ein ganz eigenthümliches Wesen aus ihr. Die Polka war damals in Paris erst en vogue gekommen und wurde mit einer Art Wuth getanzt. Nie hatte ich früher, nie habe ich nachher eine Lebenslust empfunden, wie in jener Nacht, das schöne Mädchen im Arm, von dem ich nicht mehr los kam."

„Schon als ich sie zum ersten Male wieder zu ihrem Sitz zurückführte, loderte in mir eine tiefe, unauslöschliche Leidenschaft für sie. Und wie man aromatische Körner in eine Flamme wirft, daß sie nur noch höher aufwirble und ihr Rauch mit süßem Duft betäube, so warf sie in meine Flamme ihre Worte, Blicke, Geberden, süß berauschende Verräther ihrer eigenen, eben so schnell entfachter Leidenschaft, die meine Gluth bis zur Extase steigerten. Naturen, wie sie und ich, konnten nur beim ersten Blick oder niemals lieben. Und zu wissen, daß dies Alles nur ein Schattenspiel an der Wand, ein Märchen, spurlos aufgezehrt vom ersten Strahl der Morgen-

dämmerung! Wie groß auch die Entfernung ihrer und meiner socialen Position war, — diese Kluft hätten Liebe, Kühnheit und Ausdauer zuletzt zu überspringen gewußt. Aber fort müssen, den Boden unter den Füßen verlieren, mit einem Ruck in eine ganz andere Welt versetzt werden, wo es keine Annäherung, keine Brücke mehr gibt, — so wenig, wie man aus einem wachen Zustand in einen entzückenden Traum überspringen kann — das war fürchterlich! In jener Nacht fühlte ich den Schmerz nur als Empörung. Ich hätte in dieser Welt, aus der ich scheiden mußte, gerne ein Verbrechen zurückgelassen, nur um der Flucht, zu der ich so widersinnig, so gewaltsam gezwungen wurde, einen Anschein von Nothwendigkeit, von Vernunft zu geben."

„Mit Schauder gewahrte ich, daß sich die Säle zu leeren anfingen; es mußte spät geworden sein; ein Dämon verwandelte die Stunden des Glücks in Sekunden. Nun warf ich alle Bedenken weit von mir; von der Wonne, die

mir die kurze Spanne Zeit möglicher Weise noch geben konnte, sollte mir kein Atom verloren gehen. Es gelang mir, das Mädchen in einen der entfernteren Nebensäle zu führen, wo sich im Augenblicke Niemand befand. Schwere Damastvorhänge verhüllten die Fensternische. Dorthin riß ich sie mit mir, ohne Besinnung und ehe sie selbst sich besinnen konnte. Die Vorhänge fielen vor uns nieder. Ich umschlang sie, mein Arm berührte ihren Nacken, der weiß und kalt unsägliche Feuerfunken in meine Adern sprühte. Es war ein Augenblick, in welchem man, wie Kleopatra mit ihrer Perle, den Werth von Königreichen in einem einzigen Athemzug verschlingt. Sie leistete keinen materiellen Widerstand, sie strich nur mit der Hand über meine Stirne, wie um mich auf diese Weise sanft von sich wegzudrängen, dann aber den Kopf zur Seite wendend, flüsterte sie mir in's Ohr:"

„Ein Laut von mir und Sie sind des Todes! Wenn ich um Hilfe rufe, so stößt Ihnen mein Vater, mein Bruder ein Messer in's Herz.

Und ich rufe um Hilfe, wenn Sie nicht augenblicklich die Arme sinken lassen. Sie fürchten das nicht, aber ich will Sie erhalten wissen, ich; leben Sie für mich, meiner Liebe, meinem Hoffen. Denn ich liebe Sie, ich bin nicht albern genug zu läugnen, was Sie wissen müssen, und es zu verschweigen wäre kein Mittel, uns wieder zu sehen."

„Ich wurde bei diesem Geständniß ihrer Liebe schwach wie ein Kind, und zitterte wie ein Weib. Sie hatte den Augenblick, da ich sie unwillkürlich losließ, benützt, um die Vorhänge bei Seite zu schieben und mir zu entfliehen. Waren ihre Worte nur eine List gewesen, um sich von mir zu befreien? fragte ich mich, während ich ihr langsam folgte."

„Nein! denn eh' ich den Tanzsaal erreichte, kam sie mir wieder entgegen. Einen Augenblick bei mir stehen bleibend, sagte sie rasch und leise:"

„Ein fürchterliches Verhängniß schwebt über mir, ich war entschlossen, mich ihm zu fügen — bis diesen Abend. Nun nicht mehr, da ich Sie

gesehen. Darum durfte ich Ihnen meine Empfindung nicht verbergen. Das allein gibt mir das Recht, auf Ihre Treue und auf Ihren Muth zu zählen, nachdem auch für Sie, wie Ihr glühendes Wort mir betheuerte, unsere Begegnung ein Schicksal geworden. Hören Sie morgen in der Madelaine-Kirche die Messe und erwarten Sie das Uebrige."

„Ihre Mutter stand an der Schwelle des Zimmers, von einem Herrn im Gespräch aufgehalten. Im Augenblick, da sie auf ihre Tochter zuschritt, legte sich ein Arm freundschaftlich in den meinen. Es war der Bankier, der mich mit der Mahnung, daß vier Uhr Morgens bereits vorüber und höchste Zeit abzureisen, höchst zuvorkommend aus seinen Salons hinausbegleitete. Die Pforten des Paradieses schloßen sich hinter mir. Als mir wieder in dem kleinen Schreibstübchen die Briefe und Weisungen übergeben wurden, hatte ich den Gedanken, mich dem reichen Manne zu Füßen zu werfen, um nur einen Tag Aufschub zu erflehen. Ich wußte,

daß ein solches Verlangen nur die eherne Brust des Geschäftmannes finden würde. Dennoch wagte ich eine dahin zielende Aeußerung. Das Resultat war denn auch das erwartete. Ich möge vor allem ein ehrlicher Mann sein, hieß es, und ausführen, was ich übernommen, ferner meine Carrière bedenken, zu welcher das Vertrauen, das mir die Brüder schenkten, ein so guter Anfang; es werde sich Gelegenheit für mich finden, Paris wieder zu sehen u. s. w."

Soweit hatte der junge Mann erzählt und versank dann in ein nachdenkliches Schweigen. „Und Sie sind niemals wieder nach Paris zurückgekommen?" fragte ich ihn. „Ja wohl," erwiederte er, „der Dienst, den ich meinem Hause geleistet, blieb nicht unbelohnt. Ich wurde an einer Speculation betheiligt, und zwei Jahre nach dem Pariser Abenteuer war ich ein wohlhabender Mann. Statt, wie man erwartet hatte, mich und meinen Gewinn im Geschäft zu lassen, zog ich beide daraus zurück, legte meinen Gewinn auf Renten und mich auf die Bärenhaut,

um fortan zu leben, ohne ein Karrengaul zu sein. Die erste Summe aber, die ich behob, galt der Reise nach Paris. Ich hatte in der Zwischenzeit natürlich Erkundigungen eingezogen; das unglückliche Mädchen hatte geheiratet, das war ohne Zweifel das Verhängniß, von dem sie gesprochen. Der Vermälten begegnete ich in einem vornehmen Salon. Sie schien mich nicht zu kennen. In einem Augenblicke, da man uns nicht beobachtete, maß sie mich mit einem ausdrucksvollen Blick unsäglicher Verachtung vom Kopf bis zum Fuß. Nie werde ich von diesem Blick genesen."

„Sie wußte nicht, daß ich nicht immer in Paris gelebt habe, wie mochte ihr mein Ausbleiben vorgekommen sein, welche für mich schmähliche Deutung mußte sie dadurch der Scene in der Fensternische geben! Jede Möglichkeit einer Verständigung aber schnitt sie mir absichtlich ab. Ich sah sie nicht weiter. Ich erfuhr, daß sie nach fürchterlichen Auftritten mit ihrem Manne, mit dem sie die unglücklichste Ehe führte, von

einem zerstörenden Nervenleiden befallen wurde. Die Aerzte schickten sie in die Pyrenäen-Bäder — wo sie starb. Ich verließ Paris, und reise seitdem."

„Begreifen Sie nun," fuhr er nach einer Pause fort, „meine Sehnsucht nach einem Scheiden aus dieser Welt, ohne daß ich deßhalb von mir selbst, von meinem Schmerz scheiden müßte, der mir durch die Erinnerung, die er mit einschließt, theuer geworden ist? Nach einem Untergang, der nicht der Tod wäre, sondern die Grabesruhe des Klosters? Wo alles abstirbt und man nichts mehr ist, als der Schmerz selbst! Wo es keine andern Interessen, keine andern Pflichten mehr gibt, als den Schmerz zu verklären durch Resignation, keine andere Thätigkeit als den Cultus, durch den er zur Religion mit ihren Tröstungen erhoben wird?"

Die Gondel stieß an das Ufer, das einfache Gebäude der Armenier lag vor uns im Sonnenglanz schweigender Mittagsruhe. An den Eingangsstufen saßen zwei ehrwürdige Männer

in ihren braunen Gewändern, und kein Maler hätte sie an anderer Stelle und in anderer Stellung gewünscht. Künstlerisch ordnet sich von selbst alles in diesem Lande. Sie erhoben sich, als wir uns näherten, grüßten uns und verschwanden. Auf unser beim Pförtner geäußertes Verlangen, das Kloster zu besichtigen, erschien ein noch junger Klosterbruder, dem an diesem Tage das Amt zugefallen war, etwaige Besucher umherzuführen. Sowohl in italienischer als französischer Sprache konnten wir uns mit ihm verständigen, und sein gefälliger Eifer enthob uns dem unangenehmen Gefühl, ihm vielleicht einen lästigen Dienst aufzubürden.

Zu beiden Seiten der äußern Kirchenpforte befinden sich zwei Grabmäler: eines, von sonderbarer antiker Form, deckt die Reste eines ehemaligen Directors der Insel, als sie noch der Sitz des Hospitals war; das andere, ganz modern, von weißem Marmor, erwartet, wie ich glaube, noch die Reste dessen, der es sich bestimmt hat, eines ausgezeichneten Mitglieds des

Ordens. Zu Füßen des Hauptaltars der Kirche ist Mechitar begraben, der Erbauer des Klosters sowohl als Gründer des Ordens († 1749), von dem dieser seinen Namen führt (Mechitaristen) und dessen merkwürdiges Leben noch einer ausführlichen, würdigen Darstellung harrt. Die Kirche besitzt ein Bild von der Hand eines bekehrten Muselmannes, eine Copie der heiligen Jungfrau von Sassoferato; mehrere andere Gemälde knüpfen sich an die Geschichte der Armenier.

Die Bibliothek, zu der vom Refectorium eine Treppe hinaufführt, ist der bewunderungswürdige Theil des Klosters. Zu den Merkwürdigkeiten, die es schmücken, gehört auch eine Mumie, das Geschenk eines Ministers des ehemaligen Vicekönigs von Egypten, Meheméd-Ali. Ein besonderer Raum der Bibliothek umschließt 1500 armenische Manuscripte, von denen die Mehrzahl noch ungedruckt ist.

Ein wichtiger Bestandtheil des Klosters ist die Druckerei, schon von Mechitar gegründet, und nach dem Muster der besten europäischen

eingerichtet. Die Setzer sind italienische Arbeiter, die in der rein materiellen Kenntniß der armenischen Schriftzeichen unterrichtet werden. Vier Pressen sind hier fast unausgesetzt beschäftigt, und die Bücher, die unter Leitung der Väter hervorgehen, verbreiten sich nach Konstantinopel, in das Innere von Asien, nach Indien.

Es waren jedoch vielweniger diese verschiedenen Sehenswürdigkeiten, als die Mittheilungen, die uns dabei wurden, was einen tiefen Eindruck auf mich und einen unerwarteten auf meinen melancholischen Begleiter hervorbrachte. In allen Stücken entrollte sich uns das Bild der angestrengten Thätigkeit aller einzelnen Mitglieder, sowie der unausgesetzten Wirksamkeit des Ordens für Erziehungs- und Bildungszwecke seines Volkes. Ich citirte dem jungen Manne neben mir die Worte des französischen Schriftstellers, die ich an den Eingang dieser Zeilen gestellt habe. Hier war kein Zufluchtsort für die süße Unthätigkeit des in sich selbst verliebten Weltschmerzes.

Die Gondeliere sangen und wir schwiegen, als wir wieder durch die weite, stille Lagune glitten. Ich hegte den Wunsch, daß die Nachwirkung des Gesehenen und Erfahrenen sich als eine wohlthätige in den Anschauungen meines Begleiters geltend mache. Er hatte die Lebensformen hier nicht gefunden, die er sich vorgestellt und die er als die seinem Schmerz angemessensten sich dachte. Sollte aber die opferfreudige Thätigkeit für Anderer Wohl, wovon er hier Beispiele gesehen, ihm nicht als das wahre Heilmittel erschienen sein? Ich wagte es nicht zu hoffen. Venedig tauchte wieder vor uns auf, einer von den großen Schmerzen der Weltgeschichte zu Stein geworden. Hier bieten sich von selbst die Piedestale für die müßige Selbstbeschauung eines eigenen Schmerzes.

Von der Ostsee.

(Während der Kriegszeit.)

I.

Erzählungen von der Ostsee! Das heißt ein großes Wort gelassen aussprechen, wenn man weder ein englischer Flotten-Capitän oder auch nur Midshipman, noch ein Cooper oder Marryat ist; wenn man weder als politischer Zeitungsaugur den Flug der Seemöven zu deuten, noch die Eroberung eines blockirten Forts zu leiten hat; wenn man im Grunde nichts als eine Landratte ist, die keine andern Riffe jemals umschiffte, als jene im Meer der deutschen Tinte allerdings vorhandenen und zuweilen sogar gefährlichen Klippen.

Wie aber am Meere selbst der Wellenschlag das Genußreichste ist, man mag ihn nun vom Ufer aus betrachten, oder im Bade fest und sicher stehend sich ihm leiblich überlassen, der angenehmen Bewegung ohne die Sorge hingegeben, daß sie uns in's Bodenlose reißen könnte, so erhöht auch der politische Wellenschlag, welcher in diesem Augenblicke die Ostsee durchfurcht, den friedlichen Genuß an der natürlichen Schönheit des Meeres.

Da liegt sie vor uns, die ungeheure, räthselhafte Fläche, von Jahrtausenden durchforscht und nicht erforscht, ewig gebärend und ewig vernichtend, und zu all' ihrem ursprünglichen und von Zeit und Geschichte nicht anzutastenden Reiz gesellt die Ostsee nun noch den Reiz des Gedankens, daß sie, wenn nicht das Meer der Zeit, doch das Meer *dieser* Zeit vorstellt. Auf ihren Wellen segelt, nicht blos figürlich, das Schiff der Tagesschichte, und die Schwingungen jener Wogen, die der Badende so behaglich empfindet, sind buchstäblich die Schwingungen der Weltge-

schichte. Man badet im Element der Zeit, man schwimmt in den Wellen der Völkergeschichte, wenn man in diesem Augenblick sein Leben der Ostsee anvertraut.

Nicht dieser Zweck war es, der mich veranlaßte, mich in ihre belebenden Fluthen zu stürzen, es war vielmehr die Stimmung des Verzweifelnden, der sich in das Wasser stürzt, um nichts weniger als Belebung darin zu suchen.

Ich befand mich in Berlin unter der Herrschaft der sogenannten „Sauern Gurkenzeit". Man muß sie als ein von Naturgenüssen verwöhnter Süddeutscher kennen lernen, um den ganzen Umfang ihrer Schrecken zu empfinden. Und dennoch ist diese Zeit der sauern Gurken, aus der man in der Analogie mit „Leibschneiden" das Wort „Seelenschneiden" ableiten könnte, in der Stadt selbst immer noch erträglicher als auf dem Lande, auf dem Lande bei Berlin. Denn es ist traurig, aber es ist wahr: man geht auch in Berlin „auf das Land".

Zehn Schritte vor den Thoren gibt es Sommerwohnungen. Es gibt deren zwar auch in größerer Entfernung und sie sind nicht minder sandig, schattenlos und beraubt jeglicher Ahnung eines Gebirgs wie Berlin selbst, aber wenigstens weit genug von der Residenz entfernt, um daß die Aehnlichkeit mit ihr die Sehnsucht des von ihr getrennten Berliners angenehm beschwichtigen kann.

In der nächsten Umgebung Berlins jedoch muß die Abwesenheit steinerner Mauern und gangbaren Pflasters den Reiz des Landlebens allein ausmachen. Hier bilden die Häuser des Dorfes zwei langweilige Parallellinien, bestimmt, die große Friedrichsstraße möglichst getreu abzuspiegeln. Zwischen diesen Häusern zieht sich die Landstraße hin, hier nicht anders als „Chaussée“ genannt, dem Potsdamer Sprachreinigungsverein sehr zum Verdruß, wenn nicht zur geheimen Freude, da er aus diesem Umstande einen sonst schwer herbeizuschaffenden Grund für seine Existenz schöpfen mag. Besagte Chaussée wird fast

zu jeder Stunde von den Hundekarren der Milch- und Gemüsefrauen belebt, was den in ziemlicher Anzahl frei herumschwärmenden Pudeln und Spitzen die Süßigkeit des „Bummelns“ zu thierischem Bewußtsein bringt. Nicht wie in unsern heimatlichen Dörfern treibt bei Abendglockenklang ein singender Hirtenjunge die euterstrotzende Herde heim. Denn ach! in der Nähe der Stadt der Intelligenz ist auch das Vieh auf das Stubenleben des deutschen Gelehrten, auf Stallfütterung angewiesen. Nur eine echt romantische Ironie des Zufalls führt zuweilen dem berliner Landbewohner eine leibhaftige Kuh vor Augen. Gewöhnlich abgemagert von Philosophie und Nachdenken, hebt sie den Kopf begierig in die frische Luft, und nachdem sie lange sinnend und unbeweglich gestanden, scheint sie plötzlich die Identität von Sein und Nichtsein dennoch begriffen zu haben und trippelt, vergnüglich den Schweif bewegend, heim, den großen Gedanken gründlich wiederzukäuen.

Ich habe viel begreifen gelernt, z. B. was Bier ist am Weißbier, Hegels dialektischen Prozeß und selbst den berliner Dialekt. Noch aber konnte ich nicht ergründen, warum die Berliner auf das Land gehen. In Berlin selbst kann man den Sommer nöthigenfalls gänzlich vergessen, die Stadt ist so durch und durch städtisch, daß sie die eingeschlummerte Erinnerung an Naturgenüsse durch nichts zu wecken vermag. Selbst die Linden haben kein ländliches Ansehen und scheinen sich ihr Blätterzeug an langen Winterabenden gestrickt zu haben. An den Orten jedoch, welche die Berliner „Land" nennen, ist Alles vorhanden, was die Erinnerung daran und zugleich die Entbehrung desselben auffrischen kann, denn es ist eben nur als Caricatur vorhanden. Die köstlichen Perlen des Thaues präsentiren sich als immerwährende Feuchtigkeit, die Zephyre als Zugwind und an die Erquickung des Schattens mahnen die düstern Mauern eines Raumes, welchem eine unendliche aber undankbare Mühe das Ansehen eines Gartens zu geben suchte. Un-

sichtbar, aber leicht an den Wirkungen zu erkennen, wandelt auf den reingefegten Pfaden dieses Gartens das Fieber, und seine Schauer ist man als ein der Romantik holder Berliner lange geneigt für die Schauer zu halten, die uns vor der Größe der Natur überkommen.

In verzweifelten Lagen ist es ein großer Trost zu wissen, daß, was nicht mehr auszuhalten ist, auf irgend eine, wenn auch noch unbekannte Art, ein Ende nehmen muß. Mit diesem Gedanken lief ich nach Berlin zurück und starrte in die Spree hinab, mit denselben Reflexionen wie Lady Milford in die Elbe. Nach aller Erfahrung besitzt das Wasser eine räthselhafte Anziehungskraft, die Goethe in der Ballade „Der Fischer" versinnlicht hat. Nun ist aber die Spree viel zu aufgeklärt und, in ihrem Lebenswandel von der nüchternen Stadt der Intelligenz geleitet und geregelt, viel zu sehr über Alles hinaus, als daß sie sich des poetischen Unsinns schuldig machen könnte, eine Nixe zu beherbergen, umsomehr, als die Existenz der „Schankmamsells"

ob nun bei Bier oder Wasser, in Berlin polizeilich negirt ist. Dafür gab mir die klare Spree eine klare Vorstellung davon, wie vom Wasser noch anderer Trost zu holen ist, als sich hineinzustürzen, was im Grunde bei geordneter Stromaufsicht nur den zweifelhaften Trost zuließe, einem Kahnführer zur Rettungsmedaille zu verhelfen. Verpflichtet, mich nicht allzuweit von Berlin zu entfernen, beschloß ich die Gunst der Eisenbahn zu benutzen, welche die Ostsee in die Nähe Berlins gebracht hatte. Auf der Reise nach Stettin löste sich zufällig auch jene Verpflichtung, und nun widerstand ich nicht der Verführung, der Stadt, die mein Naturgefühl so tief gekränkt hatte, noch auf weitere Entfernung zu entfliehen. Unverlockt durch die Vorstellung, von Stettin aus Rügen, Swinemünde, Heringsdorf besuchen zu können, flog ich auf der königlichen Ostbahn nach Danzig. Es war elf Uhr Nachts, als ich anlangte, die gelegenste Zeit, einen Roman auf dem Papiere zu beginnen, einen Reisebrief aber zu schließen.

II.

Die Fenster meines Schlafzimmers im „Englischen Hause“ gingen nach dem Hof, von Danzig war demnach beim Erwachen nichts zu erblicken. Dennoch sollte ich eine Eigenthümlichkeit der Stadt sogleich kennen lernen, als ich nach dem Frühstück den Kellner beauftragte, mir einen Wagen nach Zoppot zu bestellen. Zoppot, ein Seebad, anderthalb Meilen von Danzig entfernt, war eigentlich das Ziel meines Ausflugs. Mit dem Wort „europamüde“ ist die Stimmung noch nicht hinreichend bezeichnet, mit welcher der berliner Landaufenthalt mein Gemüth überzogen hatte. Ich hatte die Landkrankheit, ein Zustand, der sich von der Seekrankheit dadurch zu seinem Nachtheile unterscheidet, daß bei dem gleichen Ekel vor dem Element, auf dem sich der Mensch eben bewegt, doch die Seele und nicht der Magen es ist, die alles jemals Genossenen und Erlebten sich entledigen möchte. Und wie der Seekranke nach festem Boden, sehnte ich Landmüder mich

nach dem Meere, nach seiner grenzenlosen, vor mittelmäßigen Menschen gesicherten Einsamkeit, nach dem Meere, wo keine Zeitungen erscheinen, keine Bücher gedruckt werden, wo auch in der günstigsten Saison nicht Theater gespielt wird und keine Visiten abzustatten sind. Einen Wagen nach Zoppot also begehrte ich, worauf der Kellner mich ebenso lakonisch als unverständlich fragte: „Tarradey?"

Da er sich des Deutschen ganz mächtig bewiesen hatte, wenn er es auch in einem breiten, an der Grenze stehenden Dialekt sprach, so starrte ich ihm so verwundert und fragend in's Gesicht, daß er das Wort mehrmals wiederholte, ohne daß es mir dadurch verständlicher geworden wäre. Eine nähere Forschung erst ergab, daß darunter die numerirten Miethwagen begriffen seien, ohne daß ich damals oder später hätte entdecken können, durch welche abenteuerlichen Schicksale unsere guten Droschken oder Fiakers in Danzig zu dieser räthselhaften und, wie ich erfuhr, schon seit Jahrhunderten eingebürgerten

Bezeichnung gelangten, die keiner bekannten Sprache angehört. Omnibusse, die nach Zoppot gehen und die Eigenthümlichkeit haben, sich auf sechs Rädern fortzubewegen, heißen Claudius, allein diesem Namen läßt sich wenigstens sein Ursprung von dem des ersten Erbauers dieser Wagen nachweisen.

Ohne weitere philologische Kopfzerbrechung bestieg ich den Tarradey, der mir allerdings mit einer Kopfzerbrechung anderer Art drohte, denn er ist, gleich den anders benannten Miethwagen in der ganzen Welt, hart und stoßend, nur daß er diese schönen Eigenschaften auf dem Danziger Pflaster noch zu einer hervorragenden Geltung bringt.

Fest entschlossen, mich auch den größten Merkwürdigkeiten dieser Erde so lange zu entziehen, bis das Meer mein Gemüth von unangenehmen Eindrücken reingespült haben werde, sah ich nicht rechts, noch links aus dem Wagen; dennoch konnte ich jetzt schon meine Augen vor der seltsamen Bauart der Häuser nicht verschließen.

Hoch und schmal, mit höchstens drei Fenstern in der Fronte, so daß man ihnen den gemüthlichen Zweck absieht, nur eine einzige Familie zu beherbergen, sind sie mit weit in die Straßen reichenden Vorbauten versehen, kleinen Zugbrücken ähnlich. In dieser Art gleicht jedes Haus einer befestigten Burg, und da die Vorbauten, die das englische Wort „my house is my castle“ verwirklichen, sich bis in die Mitte des Weges vordrängen, so wird ein Trottoir vollständig unmöglich gemacht. An dem Artushof, an dem Neptunsbrunnen fuhr ich vorüber, ungerührt von dem Ruhm, der von diesen Sehenswürdigkeiten durch Vermittlung des Lohndieners bis in meine Frühstückstasse gedrungen war. Mein Wagen rollte dumpf durch hohe Thore und über Brücken, unter welchen der Stadtgraben liegt. Mächtige Festungswerke blicken finster von der Seite her, kaum gemildert durch die grünen Anpflanzungen. Eine Schwenkung des Wagens — und ich befand mich — unter den Linden.

So wenig ich an Berlin erinnert sein wollte, so wenig erinnern diese Linden an ihre Geschwister zwischen dem Brandeburger Thor und dem Schloßplatz. Eine Lindenallee, wie sie hier beginnt, und deren Länge annäherungsweise durch die Bemerkung bestimmt werden mag, daß es zum mindesten 1400 Bäume sind, welche sie bilden, Bäume, zu der schattigsten und üppigsten Pracht ihrer Art aufgeschossen, eine solche Lindenallee dürfte wohl in ganz Deutschland nicht wieder zu finden sein. Sie ist eigentlich eine Doppelallee, denn sie besteht aus vier Reihen von Bäumen, von welchen zwei Reihen an jeder Seite der Fahrstraße den Fußpfad einschließen. Die Fahrstraße selbst ist kunstmäßig gebaut und auf das Beste unterhalten; bestreut mit dem Schatten und dem Dufte der herrlichen Linden, will sie den undankbaren Menschen, der so sehnsüchtig nach dem Meere späht wie ein Schiffbrüchiger nach Land, den Reiz der Erde noch einmal empfinden lassen. Sie endet erst, um zwei Reihen zierlicher Villen Platz zu machen.

Das ist Langfuhr, der Landaufenthalt der Danziger und, obgleich eine halbe Meile von der Stadt entfernt, als Vorstadt von Danzig bezeichnet. Mich konnte jedoch auch die idyllische Lieblichkeit dieses Orts für jetzt nicht aufhalten, ich eilte, als warte die See nur auf mich, um eine ihrer kostbarsten Muscheln an das Ufer zu werfen und ein anderer fände die Perle, wenn ich noch länger säumte. Vorbei! Vorbei!

Links biegt eine Seitenstraße nach Oliva ein, einem ehemaligen Kloster, das die schönste Lage in Deutschland haben soll. Vorbei! Gerade fort! Schon senkt sich der Weg etwas abwärts, von rechts her weht ein eigenthümlicher Seegeruch, der sich durch eine feuchte Frische der Luft ankündigt. Und jetzt wird sie für einen Augenblick sichtbar, die ungeheure Fläche stahlblau, aus der Ferne unbewegt scheinend, wie ein gegossener Spiegel. Eine Krümmung des Wegs läßt sie wieder verschwinden, es geht schroffer abwärts, wobei plötzlich auftauchender Sandboden eine natürliche Sperrung der Räder verursacht.

Nun zeigen sich die Häuser eines Dorfes, blonde Kinder laufen mit den Hühnern zugleich, durch den Wagen aufgescheucht, über den Weg, welchen ein stattlicheres Gebäude zwischen Gartenanlagen beschließt. Es ist der Gasthof von Zoppot.

Man verläßt hier den Wagen, aber die See ist nicht zu erblicken, nur der tief einsinkende Fuß überzeugt von der Wahrheit des biblischen Worts: „Sand am Meere.“ Ein anmuthiger Spaziergang führt zum Cursaal, und an diesem vorbei, dessen heckenartige Einfriedigungen den Blick auf das Meer noch immer hemmen, tritt man endlich unmittelbar auf den Strand der See hinaus. Und wer sie nach langen Jahren zum erstenmal wiedersieht, der kehrt sobald nicht wieder um. Ob Ost- oder Nordsee, ob Adria oder Atlantica — es ist immer der Ozean.

Unermeßliche Kunden rauscht er in die verstehende Seele, und wie er in seiner Unermeßlichkeit die Versinnlichung der Ewigkeit ist, so schrumpft auch vor ihm die Zeit zu einer Ein-

bildung zusammen. Er hat die Phönizier, er hat Homer persönlich gekannt, ihm leben noch die alten Völker und er macht sie auch uns wieder gegenwärtig. Ruhig oder stürmend ringt er uns die Ueberzeugung ab, daß, wer das Meer nicht kennt, auch die Weltgeschichte nicht versteht.

III.

Einsame, wonnige, seltsame Tage waren es, die ich in Zoppot, theils im, theils am, theils auf dem Meere verlebte. Das Meer scheint dem Menschen mehr als jedes andere Wasser von Natur aus zum Bade angewiesen zu sein, was sich besonders in den Abendstunden empfinden läßt. Es hat den ganzen Tag die Sonnenstrahlen sorgsam in sich eingesogen und mit ihrer wohligen Wärme umschmeichelt es den Menschenleib, der sich ihm anvertraut.

Zwar hat die Ostsee nicht den mächtigen, regelmäßigen Wellenschlag, der die Nordseebäder auszeichnet, aber immerhin brausen die Wogen der Brandung, die sich am Strande brechen,

hoch genug, um daß sich der Fuß fester in den unvergleichlich angenehmen, sammetweichen Sand bohrt.

Ihr wildestes Spiel aber treiben die Wellen mit dem Schwimmer; in ihrer Ungeduld, an den Strand zu kommen, steigen sie über seinen Kopf weg, und es bedarf kräftiger Arme, um nicht wie ein Federball von einer zur andern zu fliegen. Sie überstürzen sich in ihrer Eile, als versprächen sie sich wie lang umhergetriebene Seefahrer unendliches Entzücken von der Landung, und kaum daß sie den Strand eine Sekunde lang berührten, so schleichen sie gedämpft und entmuthigt in das Meer zurück, nicht anders, als wäre jene Sekunde für sie die Dauer eines Menschenlebens gewesen und hätte sie belehrt, wie trügerisch der vielversprechende holde Reiz der Erde ist.

Es liegt ein nicht zu enträthselnder Zauber in diesem Anblick; stundenlang läßt sich's, während man am Strande hingeht, dem Brechen der Wellen zuschauen, ihrem vom Ton des

Rauschens nur eingehüllten, melodischen Gesang lauschen; das Gemüth wird vom Geist der Einsamkeit wie von einer mystischen Befriedigung erfüllt, die keine Sehnsucht nach verlorenem Glück oder abwesenden Menschen zuläßt, und nur das geliebteste Wesen kann es sein, das wir in solchen Augenblicken an unsere Seite wünschen.

Zoppot ist ein Fischerdorf, doch nicht in dem Maße wie Hela auf der gleichnamigen Halbinsel, welche zur Rhede von Danzig gehört. Denn während Zoppot von der einen Seite vom Meer, wird es von der andern von der Cultur beleckt; es ist ein Badeort und besitzt neben dem Cursaal sogar ein kleines Theater, in welchem gegenwärtig nicht gespielt wird, was aber nicht hindert, daß es eben so wenig besucht wird wie jedes andere Theater im Sommer, auf welchem noch immer gespielt wird.

Ich beschloß, die Vergnügungen des zoppoter Badelebens dramatisch zur Darstellung zu bringen, betrat ganz allein die Bühne, verbeugte mich dreimal vor dem abwesenden Publikum, worauf

denn das Stück unter dem Titel: „Zoppoter gesellige Vergnügungen“ seinen Anfang nahm. Ich rückte mir einen alten morschen Lehnstuhl zurecht, der gleich manchem andern alten und morschen Künstler die Bühne durchaus nicht verlassen wollte, ließ mich in denselben nieder und schlief ein. Es war ein tiefer langer Schlaf, ein Schlaf in fünf Akten und einem Vorspiel, und ich mußte mir nach der Vorstellung in meiner Selbstrezension das Zeugniß geben, daß man zoppoter Vergnügen unmöglich naturgetreuer zur Aufführung bringen kann. Das gereichte jedoch zu meiner Lust und nicht zu meinem Aerger; war ich doch gekommen, um gewissermaßen von den nichtigen Freuden der Erde Abschied zu nehmen. So sah ich mich denn nach den fernen Freuden der See um, nach Seenixen, Seemöven, Seelöwen, Seeschlangen, nach Seefischen und, wenn sie überhaupt existiren, auch nach Seemenschen. Die letztern beiden Produkte des Meeres, die Fische und die Menschen, stehen hier in unauflöslicher Verbindung, und die Menschen, nämlich die Fischer,

kann man in der That nicht umhin, Produkte des Meeres zu nennen, wie nur immer englische Matrosen die sechzig von den ihnen zugemessenen siebzig Jahren auf der Flotte gedient haben.

Die Flotte der Fischer besteht aus kleinen mit einem weißen Segel bespannten Booten, die, so weit nur das Auge vom Strande ausreichen kann, das Meer fortwährend anmuthig beleben. Von größeren Fahrzeugen, Dampfern, Kriegsschiffen, die in der Rhede ankern, läßt sich natürlich von hier aus mit unbewaffnetem Auge kaum eine Mastspitze erkennen. Mit unglaublicher Geschicklichkeit lassen die Fischer ihre besegelten Nußschalen an den Strand laufen, worauf die Weiber das Boot völlig auf den Sand ziehen und umstülpen, den Kiel nach oben. Die mitgebrachte Ladung kann man in ganz Zoppot riechen, bevor man sie genießt, sie besteht hauptsächlich aus Flundern, einem Seefische, der mehr breit als lang ist, und geräuchert einen Wohlgeschmack hohen gastronomischen Ranges entwickelt, obgleich er den Seegeruch niemals verliert.

In diesem Augenblicke sind Flundern in der That noch die am meisten zugängliche Speise selbst für bemitteltere Bewohner Danzigs und seiner Umgebung. Denn die englische Flotte, Kronstadt gegenüber, welche wochentlich einmal ihre Dampfer zu Einnahme von Proviant hierhersendet, hat durch ihren großen Bedarf und die hohen Preise, die sie bezahlt, eine fast an Hungersnoth grenzende Theuerung zuwege gebracht, für welche der Preis von acht Silbergroschen für das Pfund Rindfleisch und einem Thaler für ein Hühnchen einen Maßstab abgeben mag. Diese Dampfer bringen der preußischen Post auch die Briefe von der Flotte zur Besorgung nach England und nehmen die über Hamburg nach Berlin angekommenen Briefe in Empfang, und gewiß zeugt es für den Familiensinn der Insellánder und die Innigkeit ihrer Herzensbeziehungen, daß keines dieser Pakete weniger als 3000 Briefe zu enthalten pflegt. Man braucht kein Poet zu sein, um bei diesem Verkehre an reizende Cottagen in verschiedenen

Grafschaften Englands zu denken, wo holde Misses an den schönen Sommerabenden, die nicht Nacht werden wollen, verlangend nach den Sternen aussehen, die auch über weit entfernten Schiffsbewohnern glänzen und von denselben vielleicht ebenfalls zu nichts weniger als nautischen Zwecken beobachtet werden.

Auf meinen Wanderungen und Seestudien genügte mir der Strand und seine Nähe nicht lange. Zuweilen bestieg ich des Abends eine jener kleinen Fischerbarken, wenn das von der untergehenden Sonne beglänzte Meer so unschuldig wie ein mit Rosen bekränztes Mädchen lächelte. Bald füllte ein leiser Südostwind das kleine lateinische Segel und trieb mit alleiniger Kraft und nach eigener Laune das Boot, in welchem die Ruder wie gänzlich nutzloses Holz lagen. Ich bewunderte ein Vorgebirge, das sich schroff und steil über die Meeresfläche erhebt. Es trägt den romantischen Namen Adlershorst, allein die Romantik hält unter den Bewohnern der Seeufer nicht so lange Stich, als man

glauben sollte, und so erfuhr ich denn auch bald, daß die Höhe nicht dem königlichen Vogel, sondern dem dortigen Wirth seinen Namen verdankt, welcher kein anderer als Adler ist.

Adlershorst gehört zu dem hinter Zoppot gelegenen Dorfe Redlau und bietet wie das ebenfalls naheliegende Rittergut Koliebken die trefflichsten Fernsichten über Schiffe auf der Rhede und über einen Theil von Danzig. Das Meer bleibt dabei stets der Hauptgegenstand; das ist es aber von all' den Punkten an der Ostsee nirgends so sehr, als auf der mit einem Leuchtthurm versehenen Halbinsel Hela. Ihr galt meine erste wirkliche Meerfahrt. Und dahin möge mich der freundliche Leser begleiten.

IV.

Man vergißt über dem Meere leicht den Strom, an welchem Danzig gelegen ist und dem es zunächst seine Bedeutung als Handelsplatz verdankt: die Weichsel. Dieses die Geschichte der letzten Jahrzehende gewaltig durchbrausende

Wasser trägt bei Danzig zumeist alte, müde Schiffe, welche von Sturm und Wetter zerrissen auf den Schiffswerften ihrer Ausbesserung harren. Wenn man den Damm an der Weichsel, welcher die lange Brücke heißt und mit Holz gedielt ist, hinuntergeht, kann man solche Fahrzeuge, die um die Welt herumschwammen, ganz in der Nähe betrachten und zuweilen kletternd auf abgetakelten Masten oder in ganz unbegreiflicher Weise auf Stangen und Leitern kauernd Matrosen erblicken, echte Seebären, aus räthselhaft geformten Pfeifen rauchend und mit dem höhnischen Blicke gründlichster Landverachtung die elegant gekleideten Vorübergehenden anstarrend. Befindet sich unter diesen rauhen Burschen, obgleich sie nicht in englischen, sondern meistens in den Diensten der Danziger Rhederei stehen, zuweilen ein Engländer, dann machen ihn unter den jetzigen Zeitumständen die Spaziergänger zu einer wichtigen Person, und sobald sich unter den Letztern ein der englischen Sprache Kundiger gefunden hat, beginnt er eine von Gruppen

belauschte, obgleich nicht verstandene Conversation mit dem seefahrenden Britten, der sich in seiner Eigenschaft als Landsmann Napier's einer Niemand im höheren Grade als ihn selbst überraschenden Verehrung erfreut, wie wenig er auch von den Angelegenheiten der Zeit oder vielleicht sogar von der Existenz des Admirals unterrichtet ist.

Auf der langen Brücke herrscht auch sonst noch reges Leben, denn während auf der einen Seite dieses hölzernen Uferdammes der Fluß hinläuft, wird die andere von einer Reihe von Buden gebildet, die zum Theil Tabagien und Branntweinhöhlen sind, zum Theil Verkaufsgewölbe, in welchen alle die bescheidenen Herrlichkeiten ausgelegt werden, welche, wie gestickte Hosenträger, bunte Sacktücher, Pfeifen, Knöpfe u. s. w., ein lang dem festen Boden entrückt gewesenes Seemannsherz vom Midshipman abwärts nur immer zu bezaubern vermögen. Außerdem wird die lange Brücke von Jenen belebt, die nach dem Hafen Danzigs gelangen

wollen, welcher in der Vorstadt Neufahrwasser seinen Anfang nimmt.

Das gegenüberliegende Dorf Weichselmünde, an dessen Ende eine berühmte Festung zu sehen, die jetzt zum Staatsgefängniß dient, bezeichnet durch seinen Namen die Wichtigkeit von Neufahrwasser, indem hier die Weichsel ihren Ausfluß in die Ostsee nimmt. Auf der Weichsel gelangt man denn auch dahin, indem man auf der langen Brücke eines der Dampfboote besteigt, die ununterbrochen den Verkehr mit dem Hafen unterhalten. Auf dem Deck des Dampfers traf ich die zierlich equipirten Seekadeten der preußischen Kriegsschiffe „Gesion" und „Amazone", welche eben auf der Rede ankerten.

Die lange Brücke ist nur ein Schatten, den das eigentliche Hafenleben vorauswirft, das sich in Neufahrwasser in Ungebundenheit entfaltet. Hier tönt von Lippen, über welche nur Flüche heraus und fast nur gebrannte Wasser hineinkommen, die Sprache aller Völker, und man braucht nur zu sagen, daß man an den

Hamburger Berg erinnert wird, um mit einem einzigen Wort das Treiben von Neufahrwasser zu beschreiben.

Auf den Wasserwehren, hier Molen genannt, welche, wie mich dünkt, die Flußmündung vor Versandung schützen und eigentlich zur Sicherung der Schiffe beim Einlaufen im Sturme erbaut sind, zieht sich ein gedielter Fußweg bis weit in das Meer hinaus. Am Ende dieser mit ungeheuren Kosten errichteten Molen lassen sich die Masten der in der Rhede ankernden Schiffe schon ziemlich deutlich erkennen.

Als ich den gedielten Fußweg zurückschritt, zur Linken den Strom und zur Rechten das Meer, kamen die Leute entgegen, welche an Stricken ein Boot die Weichsel hinunterzogen, vielleicht weil der Strom, ohne Zweifel zur Belustigung Poseidon's, es seinem großen Nachbar an unruhiger Wellenbewegung gleichzuthun versuchte. In diesem Falle läßt sich das Boot auf dem Flusse langsamer und unbequemer als auf dem Meere regieren. Im Boote saßen die

eben erwähnten Seekadeten, die sich zu ihren Fregatten verfügten. Bald sollte ich auch empfinden, auf welche Probe die Vorliebe für das Meer gestellt werden kann, wenn es in mürrisch-unruhiger Laune ein solches Boot schaukelt, und man die Aufgabe hat, sich in demselben für einige Stunden heimisch zu machen. Ich ließ mich nach Hela rudern.

Mit welchem Behagen liest man im weichen Fauteuil die Beschreibung eines Seesturmes in einem Roman von Cooper oder Marryat! Wenn es nur ohne Zertrümmern des Schiffes und ohne Ertrinken von Menschen abläuft, so sehnt man sich, dergleichen mit zu erleben.

Nun hatte ich nichts weniger als einen Sturm zu bestehen, nur der Wind sprang ein wenig zu lustig auf, einige Sturzwellen von neugierigem Charakter kamen mir zu nahe, und überzeugten sich durch persönliche Berührung von der Anwesenheit eines Binnenländers auf dem Meere.

Dennoch verwünschte ich, naß und frierend, bis zur Ohnmacht umhergeschaukelt, empört durch die rücksichtslose Behandlung des geliebten Ozeans, der stets die meinem Sitze entgegengesetzte Seite des Bootes in die Höhe warf, wo immer ich diesen Sitz wählte, dennoch verwünschte ich meine seefahrerische Laune in eine Tiefe, wohin kein Senkblei reicht, damit sie nur niemals wieder zu mir gelangen könne.

Es verhält sich jedoch mit Meerfahrten wie mit dem Rauchen. Die Ueblichkeiten, welche der Genuß einer ersten Zigarre erregt, sind bald überwunden, und man sehnt sich nach einer zweiten. Kaum war das Boot auf den Sand von Hela gebracht, als ich Herrliches genossen zu haben glaubte und mich auf die Wiederholung freute.

Der ungeheure Anblick vom Meer und Himmel, die gleich zwei Lippen den Mund der Einsamkeit bilden, aus welchem eine erschütternde Naturstimme bis zu unserer Seele dringt, das Gefühl unsäglicher Verlassenheit, und doch zugleich

eines stolzen Vertrauens auf den menschlichen Geist, wenn sich seine überwältigende Herrschaft auch hier nur im rechtzeigen Einreffen und Ausspannen eines kleinen Segels ausdrückt — das macht eine Meerfahrt zum erhebendsten Schauspiel.

Hela ist, wie bemerkt, eine Halbinsel, einige Seemeilen von Danzig entfernt. Auf der äußersten Spitze der Landzunge steht ein prächtiger Leuchtthurm mit beweglichen Lampen.

Was man die Stadt Hela nennt, ist ein melancholisches Fischerdorf, von Kieferwäldern umgeben und aus elenden Fischerhütten zusammengesetzt. Julie Burow hat es in ihrer Aufzeichnung der Hexengeschichte von Hela vollkommen treu geschrieben. „Klein von Holz erbaut, mit einem Ziegeldache, das, an einer Seite weit tiefer als an der andern hinuntergehend, in der niedern Hälfte der Wand eine zweite, kleinere Thür zu einem im Hause selbst befindlichen Stalle für eine Kuh anzubringen erlaubt, haben diese Fischerhütten alle ein seltsam schiefes und ungemüthliches Aussehen. Sehr kleine Fen-

sterchen mit grell angestrichenen dicken Laden machen sie noch unheimlicher, und der tiefe Sand und die durch das ganze Dorf aufgerichteten Gerüste zum Trocknen der Flundern, die einer Reihe Galgen so ähnlich sehen als kleine Jungen ihren erwachsenen Brüdern, tragen natürlich nichts dazu bei, das Fischerdorf oder die Stadt Hela zu einem reizenden Aufenthalte zu machen."

Von den Kühen Hela's muß ich noch besonders bemerken, daß sie das Aussehen von Sardellen auf vier Füßen haben; die Milch dieser namenlos magern Geschöpfe bekommt dadurch, daß dieselben fast nur mit Fischabfällen ernährt werden, einen unleidlichen Geschmack. Außerdem gibt es hier große Schafe, Fagassen genannt, die im Walde weiden und selbst des Winters die Wohlthat eines Stalles nicht kennen lernen, da sie nur behufs des Scherens für kurze Zeit eingefangen werden. Zu diesen Thieren gesellen sich nun auch die Einwohner von Hela, fast durchaus Fischer, mit Einschluß des Bürgermeisters, und einen Grad

tiefer auf der Leiter der Civilisation stehend, als die übrige Welt dieser Zeit.

Einen Beweis dafür liefert eben die Hexengeschichte. Es sind noch nicht zwanzig Jahre, daß ein altes Weib, im Verdacht stehend, das Wetter zu machen, die Milch der Kühe zu verderben — als ob hier dies möglich wäre — und anderer Bosco'scher Kunststücke mächtig zu sein, ganz mittelalterlich getaucht wurde und dabei ihr altes Leben verlor. Unter Beimischung einiger romantischer Umstände hat Julie Burow, wie bemerkt, eine Novelle aus dieser Begebenheit entwickelt.

Ich verwünschte übrigens die Phantasie der Dichter, als ich die helenser Fischermädchen erblickte. An langen Seilen, die mit einem Tragegurt über Busen und Schultern befestiget werden, ziehen sie, vom Meeresufer langsam vorwärts schreitend, die langen, mit Tausenden von kleinen Fischen gefüllten Netze aus dem Wasser. „Du schönes Fischermädchen, rud're den Kahn an's Land," hatte ich mir auf der

Fahrt nach Hela gesungen. Die romantischen Fischermädchen sind aber überaus schmutzig, und nur die Neuheit der Gegenstände und abermals der Blick auf's Meer konnten mich damit versöhnen, nach Hela gekommen zu sein.

V.

Als ich so rasch von Danzig nach Zoppot eilte, ließ ich die Herrlichkeiten alle, die sich auf diesem Wege aufthun, unbesehen zur Seite liegen. Allein schon während meines Aufenthaltes im Seebade pochte mächtig mein touristisches Gewissen, und nur durch Einholung des Versäumten vermochte ich es zu beschwichtigen.

Ich muß gestehen, daß, nachdem die See meine Berliner Stimmung mir ziemlich vom Gemüthe gespült hatte, nichts geeigneter sein konnte, mich mit der Erde wieder zu versöhnen, als der Reiz, mit welchem sie in der unmittelbaren Umgebung von Danzig bekleidet ist.

Diese Landschaften können zwar mit manchen allgemeiner gepriesenen Gegenden Deutschlands

nicht an Schönheit immer wetteifern, dafür übertreffen sie dieselben an Eigenthümlichkeit ihres specifisch nordischen Charakters und dadurch an nachhaltiger Tiefe der von ihnen erregten Eindrücke. Diese dringen um so mächtiger in die Seele, je weniger sie ihr aufgedrängt werden, denn diese bescheidenen Dörfer und Städte, Hügel und Thäler, des Zaubers, den sie üben können, sich nicht bewußt, lassen ihren Ruhm weder durch Bücher in der Welt verbreiten, noch durch Führer an Ort und Stelle in lästiger Art ausposaunen, sie begnügen sich vielmehr, für die Danziger Kaufherren und ihre Familien die schönste Gestalt zu sein, welche der Sommer annehmen kann. Darum ist auch die Gegend besäumt mit geschmackvollen Landhäusern und Privatgärten, während zugleich für die nur nomadisch auftretenden Pilger aus der Stadt überall gastfreundliche Zelte aufgeschlagen sind, deren Opulenz in der Bewirthung darauf hindeutet, daß Danzig eine echte Patrizierstadt ist, im mittelalterlichen deutschen Sinne des Wortes.

Am meisten genannt von der ganzen Umgebung ist das Kloster Oliva, so wenig es auch mehr Kloster ist, denn die seit sieben Jahrhunderten bestandene Cistercienserabtei wurde 1831 aufgehoben. Die Abtei ist jetzt in eine katholische Pfarrkirche verwandelt. Geschichtskundige erinnern sich wohl des Olivaer Friedens (zwischen Polen und Schweden), der seinen Namen von diesem Kloster hat, in welchem er geschlossen wurde.

Man braucht aber nicht unter in Trümmern liegenden Klostergebäuden historischen Erinnerungen nachzugraben, um sich hier des Daseins zu erfreuen. Zu dem Schloß, das ehemals der Abtei gehörte und jetzt im Besitze des Königs ist, gesellt sich ein Garten, der, ebenso groß als großartig, ein Denkmahl preußischer Gartenkunst genannt werden kann. Nie sah ich eine solche Fülle und solchen Farbenreichthum von Georginen, wie sie hier ihre schönen Häupter neigen, des Looses vieler ihrer Schwestern beraubt, hinwieder schöne Häupter zu schmücken,

denn die Häuser und Hütten von Oliva bilden jetzt nur ein simples Bauerndorf, dessen Mädchen sich minder kostspielig als die georginen-lüsternen Städterinen zum Tanze herausputzen.

Eine besondere Merkwürdigkeit dieses Gartens ist eine hohe Lindenallee, die sich am besten mit einem ausgezogenen Fernrohr vergleichen läßt. Sie scheint sich bis in das ziemlich weit davon entfernte Meer zu verlängern, was dadurch bewirkt wird, daß der schon außer dem Garten liegende freie Wald, an welchen sie stößt, in gleicher Breite ausgehauen ist. Man blickt wie durch eine hohle, riesige Hand auf die Ostsee.

In der Manier von Versailles sind die Bäume gleichmäßig beschnitten und auch an mancher anmuthigen Künstelei nach französischer Art fehlt es nicht, nur daß eine besondere Sinnigkeit dabei vorwaltet. So sind z. B. zwei Grotten einander gegenüber in ziemlicher Entfernung angebracht, aber akustisch derart mit einander verbunden, daß jeder Laut, welcher der

Wand der einen Grotte anvertraut wird, an der Wand der andern deutlich zu vernehmen ist. Welches Glück eine solche Vorrichtung Liebenden bildet, die hier spazierend vor argwöhnisch beobachtenden Vettern und Basen zu keinem vertraulichen Wort kommen, das stellt sich der Phantasie selbst dar. Freilich läßt sich bei dem nüchternen und kühlen Temperament das entsprechend der Temperatur in Danzig herrscht — dem nordischen Venedig, wie es die Danziger nennen — nicht voraussetzen, daß die zarte Liebesworte vermittelnden Grotten viele Sünden auf dem Gewissen hätten.

Poesie der Leidenschaft ist hier ebenso wenig heimisch, wie es scheint, als die Leidenschaft der Poesie. Wie die Ostsee selbst nicht Ebbe und Fluth hat, so ebben und fluthen auch hier nicht die Gefühle „himmelhoch jauchzend und zum Tode betrübt", sondern ziehen ihren geschäftsmäßig geordneten Gang ruhig weiter. Es gibt auch darum keine irgend bekannten Dichter oder Schriftsteller in Danzig, nicht einmal eine belle-

tristische Zeitung, denn das „Danziger Dampfboot“ ist zur Politik übergangen, und wenn sich nicht die Steinfratzen an den Häusern zur Nachtzeit Märchen erzählen, so herrscht hier unumschränkt die Wirklichkeit, so weit sie sich ausdrücken kann in Schiffsbestandtheilen, Waarenfässern und den Kaftans zahlreicher polnischer Juden. Vielleicht war ich seit Jahren der einzige Genießende an diesem den Einheimischen zur Gewohnheit herabgesunkenen Orte, als ich den Garten verließ, um den zweiten Gegenstand der Bewunderung in Oliva aufzusuchen: den Karlsberg. An den preußischen Ufern der Ostsee ist dies der herrlichste Punkt zum Ueberblick des Meeres. Sanft winden sich die sorgsam bepflanzten Hügelwege aufwärts, bei jeder neuen Wendung ringt man dem Thal ein neues Zugeständniß ab und hat es dem Blick erst nur Ackergrund und Wald, später auch die Hammerwerke von Freudenthal gewährt, so krönt der bald erreichte Gipfel alle Wünsche, indem er zu den früheren Fernsichten die See gesellt, die alte

ewig junge Sirene, die von hier aus, bis wohin nicht die Harmonie ihres Wellenschlages und die Melodie ihres Wogenrauschens dringt, durch das glänzende Farbenspiel, das sie mit der Sonne treibt, in ihre erquickende Umarmung locken will. Hier läßt sich gut sinnen und träumen, und über dem Meer der Erde und ihrer Qual vergessen, man müßte denn durch das Fernrohr blickend an den Wimpeln verschiedene Kriegsschiffe entdecken, daß selbst die See sich vor der Erde und ihrer Qual nicht sichergestellt hat. Es war ein österreichischer Offizier, Graf Johann Karl zu Hohenzollern, später den geistlichen Stand ergreifend, Bischof von Ermeland und Abt zu Oliva geworden, welcher in den neunziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts die Anlagen des Karlsberg schuf, die sein Nachfolger und Neffe, Fürst Johann von Hohenzollern, weiter ausführte.

Zwischen der Stadt und Oliva liegt, wie ich schon in einem früheren Briefe bemerkte, Langfuhr, der nächste und belebteste Sommer=

aufenthalt der Danziger. Hier reiht sich Villa an Villa, verschiedenen, oft wunderlich vermischten, aber fast immer reizenden Baustyls. Bald schlingen sich schmiegsame Pflanzen um griechische Säulen, bald duften exotische Gewächse von orientalischen Dächern. Zuweilen ist ein solches Landhaus gleich einem muthwilligen Kinde hinter Bäumen und Gebüschen ganz versteckt und lacht uns froh aus seinen blumengeschmückten Fensteraugen entgegen, wenn wir es aufgefunden haben. Und lassen wir uns das Kinderspiel gefallen, und verfolgen die niedlichen kleinen Häuser, so sind wir bald nach dem schönsten Punkt von Langfuhr, nach dem Jäschkenthal gelangt; ein kleines Thal, das wie eine Miniaturausgabe ländlicher Naturschönheiten im Goldschnitt der Sonne liegt; Wald und Wiese sind seine Charakterzüge, die letztere soll manchmal im Jahre Schauplatz eines Volksfestes sein. Jetzt dehnt sie sich einsam wie eine träumende Schöne hin, auf welche der Wald, der sie begrenzt, als ernst sinnender Wächter niederschaut. Wald und Wiese aber

sind von jenem dauerhaften, frischen und saftigen Grün, wie es an den Wiesen und Wäldern Alt-Englands gerühmt wird, und welches hier einen geheimen Rapport mit der erfrischenden See zu haben scheint. Für Berge ist diese Miniaturausgabe ein zu kleines Terrain, doch lehnt sich Jäschkenthal an eine Hügelkette, die ähnlich dem Karlsberg, auf wohlgepflegten Wegen zwischen Anlagen und Pflanzungen zu ihren Höhen leitet, und das Auge durch den unerwarteten Anblick von Neufuhrwasser, Oliva, u. s. w. überrascht.

Nachdem ich Auge und Phantasie an den zierlichen und zugleich prächtigen Landhäusern erfreut hatte, die überall das Gepräge hoch aufgespeicherter Geldmittel tragen und weniger durch die Wahl des Materials, aus welchem sie erbaut sind, als vor Verwunderung über den Reichthum ihrer Besitzer zu Stein geworden zu sein scheinen, nachdem ich dann eine der Höhen des Johannesberges erklettert hatte, gab mir dieser erhöhte Standpunkt meiner Füße auch einen höhern für meine geistige Betrachtung,

nnd alle diese gebauten Herrlichkeiten überschauend, wollten sie mir nichts weniger als erbaulich erscheinen.

Friedrich II. hatte Langfuhr, das erst seit 15 Jahren zu Danzig gehört und früher ein adeliges Gut war, gekauft, blos um der großen Handelsstadt das Fortbestehen als Freistaat etwas unbequemer zu machen. Dieser Umstand ist ein kleines Kennzeichen für die Wichtigkeit der erst seit so kurzer Zeit zu Preußen gehörenden Stadt als Centralpunkt für unermeßlich viel Geld und Verkehr.

Nun hat diese ausschließliche Handelsbedeutung nicht ermangelt, auf die Lebensanschauung der Danziger noch bis in die gegenwärtige Generation einen eigenthümlichen Einfluß zu nehmen.

Erstes unwandelbares Princip einer Danziger Existenz ist: Geld verdienen. Allein je leichter sich dies mit einigem Glück in diesem stets lebendigen Treiben kaufmännischer Spekulationen bewerkstelligen läßt, um so schwerer

fällt die Frage in's Gewicht, wie das aufgesammelte Geld auch zum Lebensschmuck zu verwenden, zu genießen sei, zumal in einer Stadt, die Kunst, Literatur und Wissenschaft, selbst so weit sie blos zur Verschönerung der Geselligkeit dienen, nur in sehr untergeordneten Nachklängen aus andern Gegenden in Empfang nimmt.

Nicht wie die ehemaligen Hansestädte ist Danzig zugleich der Mittelpunkt mächtig producirender Kräfte auf minder materiellen Gebieten; Erziehung und Bildung haben im Allgemeinen schon im aufwachsenden kleinen Menschen den großen Handelsrang der Stadt im Auge, der durch jedes einzelne bedeutende Privatvermögen nur noch vermehrt wird. Also Geld verdienen! Und benutzt der Mann seinen Reichthum auch nur zu ganz individuellen Zwecken — die Gesammtheit fühlt sich schon durch das Bewußtsein gehoben, daß dieser Reichthum existirt. Ein reicher Mann ist hier mehr als an jedem andern Ort zugleich ein verdienstvoller Mann, und es würde nicht leicht Jemand darüber lächeln, wenn

man ihm ein Denkmal setzen wollte, weil er so viele Tausende von Thalern muthig in's Feld geführt hat und die hundertfache Zahl als Gefangene der Stadt zurückgebracht, wie ein römischer Triumphator. Aus dieser auf dem Gelde basirten Lebensanschauung erwachsen in natürlicher Folge die zwei Beine, auf welchen der Reichthum sich im geselligen Leben bewegt, der unbegründete Hochmuth und die schauerliche Langeweile. Ausnahmen bestätigen, wie der Engländer sagt, nur die Regel.

Wie nun der Rauch aus den Schornsteinen der zierlichen Landhäuser zu mir nach der Höhe emporsteigt, meldet er mir seltsame, aber nur zu beglaubigte Geschichten, die sich im Schooße solchen Reichthums zu dieser oder jener Zeit begeben haben.

Da erbt ein junger Mensch, der bisher kaufmännisch spekulirte, eine in derselben Art erworbene volle Million, und weil er nun nach außen hin mit Recht keine Geschäfte mehr für nothwendig hält, mit seinem Innern aber keine

Geschäfte vorzunehmen weiß, so reist er nach Italien; er hat gehört, daß reiche Leute dies zu thun pflegen. Mit seiner zwischen Schiffsladungen vertrockneten Seele nicht empfänglich genug für die Schönheiten des Landes, nicht kenntnißreich genug, um es zu verstehen, spannt das Leben einen ungeheuer leeren Rachen vor ihm auf, der ihn zu verschlingen droht, wenn er ihn nicht füllt, und er weiß ihn mit nichts zu füllen. Nach drei Jahren hat er sich aus Lebensüberdruß und noch immer im Besitze seiner Million in dem schönen Italien erschossen.

Da gelingt es einem Kaufmanne, einst Besitzer eines jener zierlichen Landhäuser, durch Thätigkeit und Spekulationsgeist sein Vermögen zu einem Umfang von 600.000 Thalern zu bringen. Aber er ist Familienvater und es scheint ihm sein Vermögen nicht groß genug, um Weib und Kinder zu ernähren. Er muß wenigstens eine Million haben. Nun ist es zwar in keinem Falle so wenig schwer eine Million zu erwerben, als wenn man schon eine

halbe besitzt, allein es geht durch besondere Umstände diesmal langsamer, der reiche Kaufherr verliert zwar nicht, aber er gewinnt auch nicht. Es faßt ihn das immerwährende Princip, Geld verdienen, mit wahnsinniger Wuth; muß er doch Weib und Kind vor Nahrungssorgen schützen, wie er meint. Die Million will sich jedoch immer nicht runden, und er tödtete sich eines Tages mit Hinterlassung von 600.000 Thalern und eines Zettels, der seinen guten Freund anfleht, ihm Weib und Kind vor dem Verhungern zu retten.

Und tragischer noch als diese beiden Fälle wollte mir der Selbstmord eines dritten reichen Mannes dieser Gegend erscheinen, vielleicht weil mich der Anblick seiner Villa ebenso überaus entzückt hatte. Daß er Hand an sich selbst legte, hatte abermals keinen andern Grund, als daß er des Geldes satt, ohne innern Halt und äußerer Freude, nicht wußte, was er mit seinem Leben beginnen sollte. Er hatte Alles, was die Erde Schönes und Herrliches bietet, genossen.

Es ist aber die eigene Seele, welche die äußern Glücksgüter beleben muß, wenn sie hinwieder die Seele ausfüllen, und ihr nicht als modernde Leichname erscheinen sollen. Und hätte er nur Seele genug gehabt, daß sein herrliches Gartenhaus ihm zum lebendigen Besitz geworden wäre! Vom höchsten Punkte seines Parkes aus ist die See zu erblicken, und wie sie unaufhörlich wogt und schäumt, weckt sie auch in der Menschenbrust eine sehnsuchtsvolle Unruhe nach fernen unnennbaren Zielen. Wer nicht weiß, daß ein solches Ziel in ihm selbst liegt, der sucht es fort und fort in allen Genüssen dieser Erde und steuert darnach über die See und schöpft das ganze Leben aus, um es zu finden, und zuletzt treibt ihn die niegestillte Sehnsucht in den Tod.

Erzählungen im Waggon.

I.

Es ist kein Zweifel, daß die Eisenbahnen viele Zeit ersparen helfen, sie beschenken aber andererseits Personen, die sonst nicht aus ihren Geschäften gekommen wären, und gewöhnlich klagen, daß sie keine Zeit hätten, mit einem Ueberfluß an müßigen Stunden, in deren Verwendung sich mancher für Individuen wie für Nationalitäten bezeichnender Charakterzug auffinden läßt. Das alte Reisen im Postwagen war nicht so beschaffen, daß man selbst ein tagelanges Fahren für ein müßiges Dasitzen hätte halten können. Die physische Anstrengung

war zu groß, als daß die Plagen, die man über sich ergehen lassen mußte, noch für eine Empfindung von Langeweile Raum gelassen hätten. Die unendlich verschiedene Beschaffenheit der Wege gab auch eine Zerstreuung, so wie der Gedanke, daß man in kleinen Gefahren schwebe oder weil dieser Zustand mit „schweben" zu sanft bezeichnet ist, in Gefahren hineingerüttelt werde.

Auf der Eisenbahn geht Alles mit verzweifelter Ordnung und Regelmäßigkeit, es ist Alles vorausgesehen, was sich ereignen kann, die Straße hebt und senkt sich nicht, die Bahngebäude sind sich alle ähnlich, der Zufall, wenn er sich nicht etwa in fürchterlicher und tragischer Weise an den Zug hängt, wird mit all' den kleinen und drolligen Launen, die er spielen ließe, von den aufmerksamen Bahnwächten bei Seite geschafft, kurz die Eisenbahnen sind die unendlich lang ausgestreckte Monotonie, die um so größer wird, je sicherer und besser die Reise geht. Gegen diese Langeweile führt nun der

Mensch zwei seiner vorzüglichsten geistigen Thätigkeiten in's Feld: das Lesen und das Sprechen. Das Lesen ist in England, das Sprechen in Deutschland zum herrschenden Moment des Waggonlebens geworden; im deutschen Waggon wird nur so ausnahmsweise gelesen, wie im englischen gesprochen.

Die Eisenbahnen haben in England dem Buchhandel einen unberechenbaren Nutzen gebracht, der sich in Deutschland höchstens bei den Zeitungen, und auch hier nur in sehr vermindertem Grade verspüren läßt. Denn während im Norden die Waggons von den Journalverkäufern auf jeder Station bis zur Lästigkeit belagert werden, scheint man in Süddeutschland die Industrie des Einzelverkaufs der Blätter gar nicht zu kennen, und der Reisende, der etwa von Hof aus durch Baiern und Württemberg in die Schweiz geht, wird sich auf dem ganzen Wege vergebens nach einer politischen Nachricht sehnen. In England nun bezahlen nicht nur die Zeitungsherausgeber, sondern auch die vor-

nehmsten Buchhändler große Summen für das Recht, ihre Erzeugnisse in den Bahnhöfen zu Markte bringen zu dürfen. Es hat sich dort zu diesem Zwecke sogar ein eigener Zweig der Büchermacherei gebildet, der immer reichere Kräfte an sich zieht. Murray, der berühmte Reiseführer seiner Landsleute, hat seine jüngste Schrift schon auf dem Titel als eine Lektüre für Eisenbahnreisende bezeichnet, obwohl ihr gastronomischer Inhalt mit dem Reisen nur in höchst entfernter Verbindung steht. Unglaublich viel Literatur wird in England in den Waggons konsumirt, und es ist dies nur natürlich bei diesem ungeselligen Inselvolke, aus welchem Jeder sich verpflichtet glaubt, selbst eine Insel vorzustellen, einen in sich abgeschlossenen vereinzelten Punkt im Meere der Gesellschaft. Der Blick, den sich zwei Engländer im Waggon zuwerfen, die sich nicht vorgestellt wurden, ist der größte Ausdruck der Unbegreiflichkeit, daß der Andere sich ebenfalls erfrecht, zu existiren; sie sehen Jeder am Andern einen Räuber von Raum

und Behaglichkeit, gegen welchen man sich möglichst sicherstellen muß und dessen Dasein scheinbar nicht zu bemerken, Buch und Zeitungen ihre Dienste thun müssen.

Bei weitem geselliger und gemüthlicher gestaltet es sich im deutschen Waggon, wenigstens wo nicht die besonders auf Reisen oft vorkommenden „falschen Engländer" ein unheimliches Element hineinbringen. Es gibt solche Menschen, die sich überaus vornehm dünken, sobald man sie nur für etwas anderes hält, als sie sind. Im Allgemeinen jedoch stellt sich in Deutschland zwischen den Reisenden desselben Coupé's bald ein trauliches Verhältniß her, und wenn auch stillschweigend übereingekommen wird, daß es nicht länger dauern soll als die Reise, so nimmt es doch während dieser Zeit eine freundschaftliche Färbung an. Man ist sich gegenseitig behilflich, den Comfort zu erhöhen, man ist bereit, Auskunft zu geben über Ziel und zuweilen sogar über Zweck der Reise. Dazu kömmt, daß der Deutsche gerne in den entgegen=

gesetzten Fehler des Engländers verfällt und allzu mittheilsam bei den Andern oft ein Interesse an seinen kleinen Wichtigkeiten voraussetzt, das gar nicht vorhanden ist; ein sicheres Kennzeichen des Philisters.

Jedenfalls wird im deutschen Waggon wenig gelesen und unendlich viel gesprochen. Bis vor einigen Jahren noch bewirkte der Nachklang des Jahres 1848, daß die Politik sich wie überall auch in den Waggon eindrängte. Heute jedoch, wenn man Lokalzustände abrechnen will, welche das Gespräch auf Landwirthschaftliches, auf Märkte und Messen leiten, wird man finden, daß gleichsam nur Feuilleton gesprochen wird. Nicht nur das Theater mit den hervorragend dabei Beschäftigten, nicht nur Kunst und Literatur tragen die Kosten der Unterhaltung, sondern es mischt sich ganz wie in einer belletristischen Zeitung auch die Novelle, die Erzählung mit ein und zwar — weil denn Niemand mehr so naiv ist, geradezu eine „Geschichte" zu verlangen oder anzubieten — in der Form des

persönlich Erlebten, des selbst bestandenen Abenteuers, was solchen Mittheilungen zuweilen eine erhöhte Frische, den Reiz der Ursprünglichkeit verleiht.

Dabei kann man bemerken, daß die Gattung des eigentlichen Anekdotenerzählers fast gänzlich ausgestorben ist, so sehr hat sich das Niveau der allgemeinen Bildung über diese vulgäre Art der Unterhaltung erhoben. Wird dennoch eine Anekdote mitgetheilt, so muß auch diese den Stempel des wirklichen Lebens tragen und wie eine Erfahrung des Erzählers klingen. Man sprach z. B. von der Redseligkeit der Frauen und ein Arzt, der sich in der Reisegesellschaft befand, bemerkte, daß von derselben wohl Niemand mehr zu leiden habe, als Leute seines Standes, da sie dafür bezahlt würden, die überflüssigen und langweiligen Geschichten anzuhören, mit welchen namentlich weibliche Kranke so freigebig sind. „Einer meiner Collegen,“ knüpfte er nun als natürliche Folge an diese Bemerkung, „wurde auch von einer Dame, die ihn

um Rath fragte, mit so unnützem Wortschwall heimgesucht, daß er selbst nicht zu Worte kommen konnte. Er half sich damit, daß er rief: „Zeigen Sie mir Ihre Zunge!“ und als dies geschah, setzte er hinzu: „So, und nun ziehen Sie die Zunge nicht mehr zurück, bis ich gesprochen habe.“

Das unterscheidet den Abendländer vom Orientalen, oder vielmehr den Sohn unserer raffinirten Bildung vom Kind der Natur, daß jener, bei aller Vorliebe, welche Beide für Gebilde der Phantasie hegen, das reine Märchen in der mündlichen Unterhaltung nicht mehr verträgt. Er hört das Märchenhafteste gutwillig an, nur muß es ihm als ein Produkt der Wirklichkeit vorgesetzt werden, während er der phantasiereichsten Erfindung nicht leicht ein geduldiges Ohr leihen würde, hätte sie auch alle innere Wahrheit für sich. Dies gibt den Erzählungen im Waggon ein eigenthümliches, zwischen Wahrheit und Dichtung schwimmendes Gepräge. Der Stoff ist der Wirklichkeit entnommen, die Eingebung des Momentes gibt dichterische Far-

ben hinzu — und in dieser Art Vernommenes wollen wir unsern Lesern mittheilen.

II.

Zwei Schiffe.

Es war in einem Coupé, in welchem nicht geraucht wurde und dessen sämmtliche Plätze von fünf Damen und drei Herren genommen waren.

„Ich weiß nicht, meine Damen, ob Sie meiner Meinung sein werden“, sagte einer von den Herren, ein vornehm aussehender Mann, der schon ziemlich bei Jahren schien und dessen milder Gesichtsausdruck bei seinem sonst sehr ernsten Wesen auf ein erfahrungsreiches Leben deutete; „aber weil Sie sich so viel von Unglücksfällen aller Art erzählen, so muß ich behaupten, daß ein positives Unglück nicht so tief schmerzt, als ein zufällig versäumtes Glück. Einen Besuch nicht gemacht, eine Reise unterlassen zu haben, weil nichts dazu nöthigte, und dann erfahren, daß man dadurch der Erfüllung seines höchsten

Lebenswunsches aus dem Wege gegangen, das erzeugt, wenn nicht die bitterste, doch die melancholischste Reue, eine Reue ohne Schuld. Man wüthet blind gegen das Geschick, daß es nicht lieber einen offenen Raub beging, daß es als tückischer Dämon ein kurzsichtiges Menschenherz um sein liebstes Gut hinterlistig betrogen hat. Das Unglück erschöpft sich und hat wie jede Wirklichkeit seine Grenzen; unerschöpflich aber ist die Phantasie, ein nahe an uns vorübergegangenes Glück mit den reizendsten Farben auszuschmücken, und es wird dadurch ein grenzenloser Verlust."

„Ich wohnte vor mehr als zwanzig Jahren in der Schweiz in der Nachbarschaft eines Engländers, der den Spleen hatte. Das interessirte mich Anfangs nicht sonderlich, da diese Krankheit gewöhnlich mehr in klimatischen Einflüssen und physischen Störungen als in psychischen Erlebnissen ihren Grund hat und zudem von den damit behafteten Albionssöhnen mit einer Lästigkeit förmlich zur Schau getragen wird, die das

aufkeimende Mitleid ertödtet. Hier war es anders, wie ich spät erst erfuhr, als er mein Mitleid längst nicht mehr nöthig hatte: es war eine gerechtfertigte Melancholie, eine Trauer um versäumtes Glück."

„Der Engländer hieß Arthur Gibbon und hatte sich im brittischen Seedienste bis zum Fregatten-Capitän aufgeschwungen. Als er noch einen untergeordnetern, aber doch immer den Rang eines Befehlshabers bekleidete, erkrankte er heftig gerade in dem Augenblicke, da sein Schiff den Hafen einer amerikanischen Stadt erreicht hatte, wo es einige Zeit bleiben sollte. Zum Glück besaß er in der Nähe dieser Stadt einen Freund seines Vaters, den Besitzer eines ausgedehnten Landgutes, der sich glücklich schätzte, den kranken Capitän bei sich empfangen und ihm alle denkbare Pflege angedeihen lassen zu können. Der Gutsbesitzer, der, wie ich genau erfahren sollte, Binet hieß, war Familienvater, und sein ältester Sohn Georg bereits Bräutigam einer Miß Jessie, der Tochter eines sehr verarmten

Kaufmanns, welcher jetzt bei Binet Beschäftigung fand."

„Georg Binet hatte sich heftig in die schöne Jessie verliebt, und obgleich der Vater eine in Bezug auf Rang und Vermögen ansehnlichere Wahl gewünscht hätte, wollte er doch nicht den Grausamen spielen, und glaubte mit der Einwilligung das Glück seines Sohnes gegründet zu haben. Dieser war kaum verlobt und dadurch seines Besitzes gewiß, als seine Leidenschaft von einer andern gekreuzt wurde, die, bisher unterdrückt, um so heftiger hervorbrach, von der Leidenschaft des Spieles. Da dieser auf dem Lande nicht leicht zu fröhnen ist, und sie überdem geheim gehalten werden mußte, so war Georg unter allerlei Vorwänden tagelang von seiner Braut abwesend. Jessie schien dies nicht besonders zu beklagen, und so wurde auch von den Andern auf die öftere Abwesenheit kein merkliches Gewicht gelegt."

„Der kranke Capitän erholte sich nach und nach und brachte in dem Familienkreise Binet's,

zu welchem nun auch Jessie mit ihren Eltern gehörte, trauliche Plauderstunden hin. Je mehr wohlthätige Ruhe aber sein Körper genoß, desto unruhiger wurde sein Gemüth und kurz — um bei dieser wahrhaften Geschichte nicht in die Schilderung eines Romanschreibers zu verfallen — er faßte eine tiefe und gewaltige Liebe für Jessie. Das konnte bei diesem Manne, der alle Art von Leben durchgemacht und nun auf der Mittagshöhe seiner Laufbahn angelangt, sich bereits nach einem stillen Hafen umsah, keine Laune und kein flüchtiger Eindruck sein. Er sagte sich, dies wäre das Weib, das ihm die Vorsehung bestimmt hätte. Wie aber hoffen oder auch nur ein Geständniß wagen? Sie war die künftige Schwiegertochter seines Gastfreundes. Und Jessie selbst blieb so ernst und wie unnahbar in ihrem Benehmen gegen ihn, daß er sich nicht einmal zu fragen wagte, ob sie ihren Bräutigam auch wirklich liebe. Liebe schien überhaupt bei diesem so marmorkalt erscheinenden Wesen nicht in Betracht zu kommen, sie

faßte vielmehr, wie man glauben mußte, ihr Verhältniß zu Georg als eine heilige Pflicht gegen ihre Eltern auf, die dadurch glücklich wurden, als einen Beruf, der nur um so treuer erfüllt werden müßte, wenn ihm die innere Neigung nicht ganz entsprechen sollte. Doch war auch hierüber für den Capitän keine Klarheit zu erlangen."

„Nach vier Wochen Aufenthalt bekam das Schiff des Capitäns Befehl, nach dem grünen Vorgebirge zu segeln und auf Piraten Jagd zu machen. Er schied mit einem ungeheuren, unausgesprochenen Schmerz von Jessie, auf den Lippen jedoch das conventionelle Lächeln und die herkömmlichen Glückwünsche für die bevorstehende Vermälung. Auf hoher See durfte er wenigstens im Tosen des Sturmes ungehört ihren Namen schreien oder in das Segelwerk erfinderische Beziehungen zu seiner Liebe verweben."

„Anders jedoch, als er vorhersehen konnte, gestaltete sich das Schicksal Jessie's. Die Spiel=

sucht ihres Bräutigams führte eine Katastrophe herbei, die nicht nur das Vermögen in Anspruch nahm, das dem jungen Binet von seinem Vater bestimmt war, sondern auch diesen veranlaßte, unter dem nur zu glaublichen Vorwand, daß Georg noch zu jung und zu leichtsinnig für die Ehe sei, die beabsichtigte Verbindung mit Jessie aufzulösen, die ohnehin von Anfang an seinen Beifall nicht gehabt hatte. Jessie nahm diese Erklärung, welche ihr die bestürzten Eltern mittheilten, die zuerst davon unterrichtet wurden, mit einem eigenthümlichen Lächeln auf, das zwischen Freude und Verachtung schwebte. Sie drang in ihren Vater, nicht länger an diesem Orte zu bleiben, sondern eine Aussicht zu ergreifen, die sich ihm auf einer der spanischen Colonien eröffnete. Von Georg nahm sie keinen Abschied, den er auch aus Scham nicht suchte, und bald schwammen, trotz einer sich eben nicht günstig anlassenden Jahreszeit Vater, Mutter und Tochter auf hoher See, am Bord der Kriegsbrigg „Penthesilea.“

„Der Capitän Arthur Gibbon hatte indessen mit seinem Fahrzeug, dem „Delphin", reiche Prisen erbeutet, so daß sich der ihm gebührende Antheil schon auf ein ansehnliches Vermögen belief; dazu stand seine Beförderung in gewisser Aussicht, so daß er sich wohl einen Glücklichen hätte nennen mögen, wenn diese äußern Begünstigungen des Geschickes ihn nicht einen unersetzlichen Verlust um so tiefer hätten empfinden lassen, je mehr er gegenwärtig in der Lage gewesen wäre, das Leben des geliebten Wesens mit Freude zu erfüllen. Er sprach zu seinem Vertrauten unter den Offizieren des Schiffes von seinem Plane, den Dienst gleich bei der Rückkehr nach England aufzugeben, ohne den darüber Verwunderten die wahre Ursache zu enthüllen. Eine tiefe Melancholie zehrte schon jetzt an seinem Gemüthe, auf eine unendliche Hoffnungslosigkeit gegründet."

„Da wurde eines Morgens dem „Delphin" ein Schiff signalisirt, es war die befreundete „Penthesilea". Die Offiziere beider Schiffe kannten sich und es wurde beschlossen, daß die des

„Delphin“ an Bord der „Penthesilea“ einen Besuch abstatten sollen. Und dies war der entscheidende Augenblick, welchen ein mißgünstiges Geschick gewählt hatte, zwei Menschenleben um ihr Glück zu bringen, gerade indem es die beste Gelegenheit danach zu greifen, herbeizuführen schien. Auch Gibbon wurde aufgefordert mit in das befreundete Schiff zu kommen, er hatte aber dort Niemand zu erwarten, der ihm nahe stand, und in seinem nagenden Gram fremde Gesichter scheuend, war er froh, einen schicklichen Vorwand zur Ablehnung zu finden, indem er den dienstthuenden Offizier, der starke Sehnsucht hatte hinüberzugehen, ablöste. Die Boote wurden ausgesetzt und ruderten mit den fröhlichen jungen Leuten davon; der Würfel war gefallen.“

„Auf wenige Flintenschüsse Entfernung waren sich zwei Herzen nahe — und doch durch ihre Ahnungslosigkeit unermeßlich weit getrennt! Die Offiziere kehrten zurück, die beiden Schiffe steuerten wieder ihren entgegengesetzten Cours. Gibbon's Kameraden erzählten ihm von einer schönen,

stolzen Amerikanerin, die sie am Bord der „Penthesilea" getroffen. Obgleich er nicht weiter fragte, mußte eine nähere Beschreibung doch seine Aufmerksamkeit erregen, und als er nun gar ihren Taufnamen hörte, überflog ihn eine furchtbare Ahnung. Aber mußte Jessie nicht längst die Gattin von George Binet sein? Und sprach man nicht von einer Miß? Binet aber konnte nicht mit auf dem Schiff gewesen sein, Niemand hatte ihn gesehen oder nennen hören. In solchen Zweifeln schwankte Gibbon und wußte nicht, ob er sich nicht Glück wünschen solle, wenn sie es vielleicht dennoch war und dies ein Anzeichen wäre, daß ihr Verhältniß zu Binet gelöst sei."

Die „Penthesilea" setzte indessen ihre Fahrt fort; nachdem sie aber mehr als acht Tage auf dem Wasser gewesen, erhob sich ein lang gefürchteter Sturm mit einer Heftigkeit, wie sie doch nicht erwartet wurde. Die Schiffsbemannung reichte nicht mehr hin, das Wasser auszupumpen, der Hauptmast war gebrochen, das Fahrzeug dem Untergang nahe. Jessie zeigte sich als die mu-

thigste, ihr kräftiges und fast männliches Wesen ließ nichts anderes voraussetzen. Sie wußte ihre Eltern über die herannahende Gefahr zu täuschen, und nachdem sie es sogar dahin gebracht, daß sie sich dem Schlummer überließen, kauerte sie auf dem Verdeck neben einem alten Bootsmann, dessen gegen weichliche Eindrücke gut ausgepichte Seele sich doch eines Gefühls von Bewunderung und Mitleid nicht erwehren konnte. Ihm verdankt man auch die nähere Mittheilung über das Ereigniß. Jessie brauchte in seiner Gegenwart die Todesangst nicht mehr zu verbergen, die auch sie erfaßt hatte."

„Habt Ihr noch etwas Liebes auf der Welt, Jungfer, das nicht auf dem Schiff ist?" fragte sie der alte Matrose. Und das stolze Geschöpf, das ihre Gefühle bisher selbst den ihr Nächsten nicht verrathen hatte, brach bei der Frage des schlichten Seemannes in sich zusammen und weinte. „Wenn Ihr für alle Fälle," sagte der Mann wieder, „denn es ist nicht so ausgemacht, daß wir nicht noch allesammt irgendwo an's Land

gehißt werden, wenn Ihr also noch Jemand in der Welt eine Nachricht geben wollt, so schreibt sie auf, wir wollen sie dann in eine Flasche stopfen und in See werfen.“ Jessie stieg in den geschlossenen Raum hinab und schrieb auf einen Zettel die Worte: „An Arthur Gibbon, Offizier in der Englischen Marine. Ich bin auf dem Schiff „Penthesilea“, das untergehen wird. Der Tod macht mich frei, Dir zu sagen, daß ich Dich unaussprechlich liebe bis zum nahen, letzten Augenblicke. Jessie“ Der Bootsmann half ihr das Blatt in die Flasche thun und diese fest verschließen, worauf Jessie selbst sie in die tobenden Wellen warf, die sie spurlos zu verschlingen schienen.“

„Es verging noch ein Jahr, bevor das Schiff, auf welchem sich Arthur Gibbon befand, nach England zurückkehrte. Während dieser ganzen Zeit blieb er den unruhigen Zweifeln überlassen, welche die Begegnung mit der „Penthesilea“ in ihm erweckt hatte. Er nahm sich vor, gleich bei der Ankunft briefliche Erkundigungen über das

Schicksal seiner Freunde in Amerika einzuziehen. Kaum gelandet, erhielt er seine Ernennung zum Fregatten-Capitän in den Indischen Gewässern, zugleich aber von der Admiralität in London eine Sendung. Es war eine Flasche, die man an einer unwirthbaren Küste aufgefischt hatte und die einen an ihn gerichteten Zettel enthielt. Arthur Gibbon konnte nun nicht mehr zweifeln, wem er durch den unterlassenen Besuch am Bord der „Penthesilea“ aus dem Wege gegangen. Daß das Schiff untergegangen war und nur ein Bootsmann und einige Matrosen sich gerettet hatten, war allgemein bekannt.“

„Binet sandte aus Amerika die nähern Aufschlüsse über die Veranlassung zur Reise Jessie's und ihrer Eltern, Arthur ersah daraus, von welchen unheilvollen Wirkungen für ihn jene Unterlassung war. Er hätte Jessie frei von ihren frühern Banden wieder gesehen und ihre Liebe, die ihm in so fürchterlicher Art verkündet worden, wäre zum seligsten Geständniß geworden. Noch an Bord der „Penthesilea“ hätte er sich

mit Jessie verlobt und sie und ihre Eltern auf den „Delphin“ genommen, um die ungewisse Zukunft, der sie entgegen steuerten, mit dem gesicherten Loos zu vertauschen, das er ihnen bereiten konnte. Mit ihm wäre die Geliebte glücklich nach England gelangt und jetzt sein Weib, und er der Glücklichste auf Erden. Er rang die Hände, und schien mit einem Blick des Wahnsinns in die Unerforschlichkeit eines höhnischen Zufalles hineinzustarren.“

„Es ist natürlich, daß er den Dienst aufgab und England verließ. Er wohnte in der Schweiz, nahe bei Lausanne, ich sah ihn oft als eine finstere Beute seiner Melancholie umherirren. Ich glaube nicht, daß ihn der Verlust Jessie's auf gewöhnlichem Wege so zerschmettert hätte, als durch diesen grausamen Zufall, der ihn in dem Augenblick den Kopf von seinem Lebensglück abwenden ließ, da er es hätte ergreifen können. Durch schuldlose Schuld sich selbst so viel Weh bereitet zu haben, von unsäglicher Reue zerrissen werden, ohne eigentlich mit Grund bereuen zu

können, das ist ein ewig nagender Gram. Ja, kein positives Unglück wird so tief schmerzen, als ein versäumtes Glück."

„Eines Tages erhielt Gibbon Besuch von einem Fremden, und ich sah ihn in dessen Gesellschaft, wenn auch nicht heiter, doch etwas mittheilsamer und lebendiger werden. Sie machten gemeinschaftliche Ausflüge und beschifften namentlich den Genfer-See nach allen Richtungen. Eines Abends, als sie heimkehren wollten, stürmte der See ungewöhnlich. Gibbon fühlte sich recht in seinem Elemente, er jauchzte, schrie, ertheilte Befehle und schien zu vergessen, daß der See nicht das Meer sei. Durch seine Unruhe erhöhte er die Gefahr, die an sich nicht groß war, und die Schiffsgesellschaft wurde unmuthig. Als die Blitze sich kreuzten und die Wellen in die Höhe schlugen, ergriff er plötzlich die Hand des Fremden mit den Worten: „Da rettet sich auch ein Schwimmer nicht. Ferewell, ich ertrage es nicht länger mehr!" Und er sprang vom Verdeck hinab."

„Der Fremde war Georg Binet, der jetzt die Jugendsünden abgethan hatte und ein tüchtiger Mann geworden war. Die geheimnißvolle Beziehung zwischen seiner einstigen Braut und dem Capitän war ihm nicht unbekannt geblieben, und er sehnte sich Gibbon wieder zu sehen und in seinem Schmerz aufzurichten. Das traurige Ende erschütterte ihn tief; von ihm erfuhr ich die Begebenheit in ihrem ganzen Zusammenhang."

III.

Die unbekannte Primadonna.

Nicht immer sind die Erzählungen der Eisenbahn-Reisenden so gefühlvoller Art, wie sie in einem Coupé zu sein pflegen, in welchem nicht geraucht wird. Wenn nur Herren beisammen sitzen, die während einer längern Tour erprobten, was sie sich an pikanten und zuweilen frivolen Mittheilungen einander bieten dürfen, wenn auf der Station ein hastiges Mittagbrod mit einigen Gläsern südlichen Weines genommen

wurde, die Cigarren aus allen Oeffnungen des menschlichen Kopfes ihren Dampf zu strömen schienen und bei grauem Wetter ein Weg sich hindehnt, so sandig, öde und unerquicklich, wie etwa zwischen Trebbin und Berlin, dann wird der nüchternste Mensch aufgestachelt, mit Hilfe des Geistes und der Phantasie der materiellen Unbehaglichkeit entgegen zu wirken. Dann setzt sich ein blinder Passagier mit in den Waggon, ein Herrscher unermeßlicher Reiche, der Erfindungsgeist. Seltsam aber, daß er, obgleich sein Wappen Allem aufgeprägt ist, was er zum Vorschein bringt, dennoch lieber inkognito reist und für nichts anderes angesehen werden will, als für die ganz gemeine Wahrheit.

Man sprach vom Theater, von der italienischen Oper, von berühmten Sängerinen, von solchen, die für schön galten, weil sie ausgezeichnet waren, und von andern, die für ausgezeichnet galten, blos weil sie schön waren. Unter den Reisenden gab es alte und junge, es kamen daher Urtheile über die längst vergangene Pasta bis

zur gegenwärtigen Johanna Wagner herab auf's Tapet. Ein Herr mit dichtem Schnurrbart, der das Aussehen eines gewesenen Militärs hatte und sehr verständige Kunstansichten entwickelte, sagte zuletzt: „Ich habe in Neapel eine Sängerin gehört, die, wenn sie mehr als zwei Mal aufgetreten wäre, größere Triumphe erreicht hätte, als die Malibran. Es sind nun schon dreißig Jahre. Als sie zum ersten Male auf der Bühne erschien, gefiel die leidenschaftliche Wahrheit ihres Spieles und ihre unvergleichliche Stimme. Kunst und Vortrag aber, wie mir nie vollendeteres vorgekommen, wirkten auf das gleichgiltige Publikum, das nicht auf die Sängerin vorbereitet war, — eigentlich hatte die Stagione noch gar nicht begonnen — fremdartig. Das zweite Mal machte sie vollständig Fiasco und mit Recht. Sie geberdete sich diesmal auf der Bühne ganz konfus und trat nicht mehr auf. Mich aber begeisterte sie selbst an diesem Abend außerordentlich, und ich erkannte wohl, daß hier nicht Mangel an Talent, sondern äußere Umstände im Spiele

waren. So forschte ich denn nach ihr und erfuhr eine kuriose Geschichte.“

Als man diese wissen wollte, sagte der Sprechende: „Meine Herren, ich bin kein Erzähler, und hier bedürfte es einer kunstgemäßen Ordnung. Ich kann Ihnen nur stückweise berichten und als leitenden Faden nur den Zufall nehmen, wie er mich selbst bei meinen Erkundigungen leitete.“

Er erzählte denn, und könnten wir ihm genau nachschreiben, so würden wir zwar etwas von der Lebendigkeit seiner mündlichen Darstellung damit gewinnen, zugleich aber viel unnöthiges, an seine Person geknüpftes Beiwerk in's Schlepptau nehmen müssen. Wir begnügen uns mit einer wahrheitsgetreuen, aber gedrängten Mittheilung.

Als die Sängerin nach dem halben Erfolg des ersten Abends in ihre Wohnung kam, die im eleganteſten und belebtesten Stadttheile lag, fand sie das Zimmer mit dem Balkon festlich beleuchtet, Kränze und Blumen überall geschmack-

voll aufgesteckt und ein Tischchen für zwei Personen zum Abendessen gedeckt. Obgleich sie erst ganz kurze Zeit in Neapel war, ohne ihr bekannte Protection, ohne Verehrer und Anbeter, zeigte sie doch über diese unerwartete Ausschmückung keine Ueberraschung, sondern nur herzliche Freude; sie wußte, wer sie ihr bereitet hatte und wer sich damit ankündigte. Catina, wie sie hieß, war im Kloster erzogen worden, welches junge Mädchen, obgleich sonst nur aus den höhern Ständen, gastlich aufnahm, bis sie entweder in die Welt traten, oder sich dem Ordensbund der frommen Schwestern anreihten. Bei ihrer Erziehung war hauptsächlich auf die Gesangsbildung Rücksicht genommen worden, sowohl wegen ihrer ausgesprochenen Begabung dafür, als nach dem Wunsch ihres Vaters, der glänzend für sie sorgte und auch das Kloster oft reich bedachte. Wessen Standes er sei, das wußte Niemand, auch Catina nicht, man hielt sie für die natürliche Tochter eines vornehmen Mannes. Plötzlich hörten seine Besuche auf und auch die Gelder floßen nicht

mehr, die er für ihre Lehrer und sonstigen Bedürfnisse anzuweisen pflegte. Die ehrwürdige Aebtissin war genöthigt, ihr die Wahl zu stellen, entweder schutzlos in die Welt zu gehen, in der schwankenden Hoffnung, ihren Vater wieder zu finden, oder, wenn sie innern Drang und Beruf dazu fühle, eine Probezeit als Novize zu bestehen und Nonne zu werden. Catina war schon zu dem letzten Schritte geneigt, als ein unerwartetes Ereigniß eintrat.

Ein vornehm gekleideter Herr ließ die Aebtissin an das Sprachgitter bescheiden und sprach eine volle Stunde mit ihr sehr angelegentlich. Hierauf wurde Catina herbeigerufen, und die Oberin selbst ertheilte ihr den Rath, der Welt nicht abzuschwören, das Kloster zu verlassen und sich unter einem Schutz, der über sie wachen werde, dem vollen Leben anzuvertrauen. Catina schwankte noch, da erhob der Fremde selbst seine Stimme und mit dem würdevollsten Ernst, ohne auf weltliche Genüsse hinzudeuten, sagte er ihr, daß dem Rath der ehrwürdigen Frau zu

folgen, eine Pflicht sei, die sie später erst ganz begreifen werde, die zu erfüllen aber eine unerläßliche Nothwendigkeit erscheine.

„Wissen Sie etwas von meinem Vater, kommen Sie in seinem Namen, ist er damit einverstanden?“ fragte Catina.

„Der Zustimmung Ihres Vaters kann ich Sie versichern,“ erwiederte der Fremde; „sonst aber weiß ich über ihn keine Auskunft zu geben.“

Catina, die, seit der Unbekannte sprach und seine Blicke so warm auf ihr ruhten, zu fühlen glaubte, daß ihre geheimsten Seelenwünsche mit dem angerathenen Schritte vollkommen übereinstimmten, erklärte, sich fügen zu wollen und befand sich einige Tage später, von einer Dienerin begleitet, in einem bequemen Reisewagen auf dem Wege nach Neapel.

Sie stieg in der schon für sie bereiteten Wohnung ab, in der wir sie zu Beginn dieser Erzählung erblickten. Der Unbekannte fand sich sogleich bei ihr ein, nannte sich Giovanni und machte ihr mit wenigen Worten begreiflich, daß

sie nun vom Kloster ebensowenig als von ihrem Vater ferner Schutz und Stütze zu erwarten habe und gänzlich auf ihre eigenen Hilfsmittel angewiesen sei. Für den dramatischen Gesang hinreichend ausgebildet, werde sie nach einigen Studien und Proben die Bühne betreten können.

Von diesem Augenblick an ebneten sich vor ihr wie durch Zaubergewalt alle jene Wege, welche für Anfänger so schwierig zu betreten sind. Der Impressario stand ihr wie ein Freund zur Seite und engagirte sie nach den ersten Spiel- und Gesangsproben mit glänzendem Contract. Sie selbst gab sich mit leidenschaftlichem Ernst ihrem neuen Berufe hin, und es schien, als ob ihr die Kunst der nothwendige Ausdruck für eine Fülle von Empfindungen sei, die seit Kurzem in ihr angeregt wurden.

Sie war noch ganz unbekannt in Neapel; in den Stunden, wo sie müde und einer Freude bedürftig in ihrer schönen kleinen Wohnung saß, hätte sie sich sehr verlassen fühlen müssen, wenn

Giovanni nicht eben diese Zeit zu seinen Besuchen gewählt hätte. Er sprach dann von der Welt, die sie nicht kannte, von dem Ruhm, der ihrer warte, von dem Glück, das sie noch genießen werde. Sie lauschte wie ein Kind auf Märchen, und so sehr diese Darstellungen von Glanz und Genuß sie süß zu berauschen geeignet waren, vermißte sie doch etwas daran, eine Rolle, die Giovanni sich selbst in diesen Traumgebilden hätte zutheilen müssen. Als sie sich darüber klar wurde und es auch ihrem Beschützer deutlich machen konnte, gewann der Verkehr mit ihm die Färbung der innigsten Liebe. Auf dem Balkon von Catina's Wohnung standen allabendlich zwei Glückliche.

Der Tag ihres Auftretens kam heran, der nicht ganz entschiedene Erfolg betrübte sie nicht, sie war zu unbefangen und zu unbekannt mit der Welt, um von kleinlicher Ehrsucht berührt zu werden. Ihrer Kunst, das fühlte sie, hatte sie genug gethan, die Bestätigung dessen wollte sie nur von Giovanni hören, und wir wissen

nun, daß er es ist, dem sie in dem geschmückten Zimmer entgegenharrt. Schon hörte sie kommen, die Thüre flog auf — aber mit einem Schrei außerordentlicher Ueberraschung trat Catina zurück.

„Corpo di Dio!“ rief der Eintretende. „Nichtchen, Liebchen, finde ich Dich endlich! Und wenn Du wüßtest, was es für ein Heldenstück ist, Dich wiederzusehen!“ Und er umschlang Catina mit einer Heftigkeit, daß sie, die ihn Anfangs nicht ohne Freude begrüßte, sich ihm rasch entzog.

„Ihr bringt mir Nachricht von meinem Vater,“ sagte sie, „wo ist er, wann kömmt er? O sprecht!“

Der Angeredete, ein starker, breitschultriger Mann mit sehr gebräunter Gesichtsfarbe, in den Ohrläppchen schwere goldene Ringe, auch sonst noch mit Schmuck beladen und stutzerhaft in seiner Kleidung, warf sich auf den Sitzplatz vor dem kleinen Tischchen, schenkte sich ungenirt

ein Glas mit dunklem Weine voll und erwiederte nachdem er getrunken:

„Dein Vater? davon wollen wir jetzt nicht sprechen, es wäre eine üble Vorbedeutung. Ich kann Dir nur sagen, Närrchen, daß ich ihn nicht mehr wiedergesehen, seit wir an der Schwelle des Klosters verschiedene Wege gingen, nachdem er mich Dir zum ersten Male vorgestellt, der Nichte den Oheim. Und verdammt erfreut bin ich, eine so hübsche Nichte zu haben."

Er faßte ihre beiden Hände: „Du bist also Sängerin geworden, Primadonna! das ist gut. Du wirst berühmt werden und reich und in fremde Länder reisen. Und da Du nun Niemand hast als mich, so will ich auch meine Geschäfte aufgeben und Dich begleiten. Du gefällst mir, Corpo di Dio! Ich forschte Dir im Kloster nach, da erfuhr ich, daß Du in Neapel bist. Wenn wir einmal über Meer sind, will ich Dir sagen, was es heißen will, daß ich Dich hier aufgesucht. Komm, setze Dich zu mir, Täubchen, Liebchen."

Catina befand sich in peinlichster Verlegenheit; sie hatte ihren Oheim nur ein einziges Mal in ihrem Leben gesehen, etwas Unedles in seinem Wesen, dem sein jetziges Benehmen entsprach, schreckte sie entschieden von ihm zurück. Zugleich wurde ihr jetzt das Dunkel, welches sich um das Schicksal ihres Vaters, so wie um ihre ganze Existenz breitete, wieder fühlbar, und die einzige Erscheinung, die erkennbar daraus hervortrat, die ihres Oheims, schien keine erfreuliche Aufklärung zu versprechen. Licht aber wollte sie um jeden Preis, und bestürmte nun den Bruder ihres Vaters mit Fragen, die ihr so lange unenträthselt auf dem Herzen lagen.

„Das taugt nicht für Dich, Klosterkind," sagte er, „Du bist fromm und gut. Küsse mich, laß mich Deine Augen sehen! Welche schwarze Pracht! Du mußt mich lieben! Catina, willst Du? komm doch zu mir."

Sie war an das Fenster gesprungen und lief dann in unsäglicher Angst im Zimmer umher. Der unangenehme Gast lachte, stand auf

und war eben im Begriff, die Thüren, die zum Balkon führten, zu schließen, als Catina, welche die Klinke zur Ausgangsthüre erfaßt hatte, unwillkürlich einen Freudenschrei ausstieß, wie eine Gerettete. Der Andere wandte sich, um den Eintretenden zu sehen, und gab, als er ihn erblickt hatte, Zeichen einer seltsamen Betroffenheit. Auch Giovanni, denn er war der Kommende, blieb überrascht stehen. Die beiden Männer sahen sich einen Augenblick mit dem Ausdruck der höchsten Spannung in's Gesicht, wobei sie starr und bewegungslos einander gegenüberstanden. Mit ihren lauernden Augen schien Jeder das Vorhaben des Andern errathen und ihm zuvorkommen zu wollen. Catina betrachtete Beide staunend und glaubte, es werde sich aus dieser stummen Scene etwas furchtbares entwickeln müssen.

Der Oheim der Sängerin war der erste, welcher wieder eine Bewegung verrieth. Er griff mechanisch mit der Hand nach seiner Brust, bei welcher Geberde Giovanni vorsichtig einen

Schritt zurücktrat. Der Andere besann sich, lächelte grinsend und sagte: „Ein Sänger aus Venedig, Signor, zufällig in Neapel, hörte ich heute das Debüt meiner edlen Kunstschwester, Signora Catina; sie sang entzückend, nicht wahr? Ich kam nur ihr meine Bewunderung zu Füßen zu legen; da sie aber, wie ich sehe, Besuch empfängt, einen Bekannten, wie der freudige Empfang zeigt, so will ich nicht länger stören."

Er machte eine tiefe Verbeugung, die Giovanni nicht erwiederte, vielmehr den Blick aufmerksam auf alle Bewegungen des Andern gerichtet, ruhig ein wenig zur Seite trat, um ihm den Raum zur Thüre frei zu lassen. Catina's Oheim benützte dies und war wie der Blitz verschwunden.

Kaum hatte sich die Thüre hinter ihm geschlossen, als Giovanni, wie hastig etwas suchend, im ganzen Zimmer umhersah. Endlich zog er sein Taschentuch, zündete einen Zipfel desselben an der Kerze an, die auf dem Tischchen stand, trat auf den Balkon hinaus und hielt

das brennende Tuch einen Augenblick lang in die Luft. Dann preßte er es mit beiden Händen zusammen, daß die kleine Flamme erlosch, starrte eine kleine Weile vorgebückt auf den dunklen Platz hinab und kehrte mit einem ganz eigenthümlichen Lächeln der Befriedigung auf den Lippen zu Catina zurück.

Das junge Mädchen war von diesen seltsamen und geheimnißvollen Auftritten so sehr beängstigt, daß ihr die Sprache fehlte. Sie warf sich auf einen Sitz und starrte zu Boden. Giovanni trat zu ihr, ergriff ihre Hand und fragte sie mit dem sanftesten Ton der Liebe: „Catina, das war Dein Oheim?“ Sie bejahte stumm. „Hast Du irgend ein Gefühl von Achtung, von kindlicher Liebe für ihn?“ forschte er weiter.

„Ich sah ihn heute zum zweiten Male in meinem Leben,“ erwiederte sie, „das erste Mal in Begleitung meines Vaters. O er ist nicht zu vergleichen mit ihm!“

„Nein, das ist er nicht," fiel Giovanni ein, und die Zornader schwoll auf seiner Stirne, „er ist ein feiger und elender Schuft, Dein Vater war tapfer und edelgesinnt, wenn auch —"

„Um Gotteswillen, er war! So ist er nicht mehr? Was weißt Du? Giovanni, ich beschwöre Dich! Du kennst ihn, ist er todt, lebt er? Laß mich nicht untergehen in diesen ewigen Aengsten und Zweifeln."

Giovanni ging im Zimmer umher und antwortete nicht. Catina legte das Haupt in ihre Hände und weinte. Endlich blieb er vor ihr stehen und sagte:

„Es wird sich in sehr kurzer Zeit Alles lösen und erklären. Liebst Du mich genug, um mir zu glauben, daß es wohlgethan ist, wenn ich noch schweige, was Du auch immer dabei leidest?"

Sie betrachtete ihn mit einem Blick, dem er ihre Hingebung entnehmen konnte; dann fuhr er fort: „Ich liebe Dich genug, um mich für immer mit Dir zu verbinden. Ich hätte Deine Ju=

gend, Deine Unerfahrenheit mißbrauchen können, aber ich will Dich zu meinem Weibe. Bis dies möglich ist, muß noch etwas Furchtbares vorübergegangen sein. Ich ließ Dich nach dem Wunsche Deines Vaters die Bühne betreten, damit Deine Existenz für alle Fälle gesichert sei und Du Dich mit mir aus freier Wahl verbinden kannst. Sollst Du aber das Fürchterliche, das vorher gehen muß, nicht in ganzer Gräßlichkeit erleben, so mußt Du diese Wohnung verlassen."

„Und was ist dieses Gräßliche?" fragte Catina; „kann es mir alle die dunklen Geheimnisse erklären, die mich quälen und verfolgen?"

„Das könnte es wirklich. Du Arme weißt ja nicht einmal, wer es ist, der Dich liebt."

„Dann will ich es auch furchtlos erleben. Ich bin stark genug, ein schweres Verhängniß nicht blos auf der Bühne darzustellen, auch selbst würdig zu ertragen. Laß mich dem Kommenden fest in's Auge sehen, wenn es mich nur aus allen Zweifeln reißt."

„Vielleicht ist es besser so," sagte Giovanni nach einigem Bedenken; „aber es wird Dich furchtbar erschüttern. Der Auftritt jetzt mit Deinem Oheim war der Anfang des Folgenden. Es nöthigt mich auch, Dich früher zu verlassen, als ich dachte. Lebe wohl." Sie umschlangen sich mit reiner und inniger Liebe und schieden. — —

Mehrere Wochen verstrichen, ehe Catina wieder die Bühne betrat, so sehr hatten die Ereignisse dieses Abends sie ergriffen. Als sie in der Garderobe sich für ihre Rolle ankleidete, erzählte ihr die Dienerin, eine Gesellschaft von Engländern habe ihr hundert Dukaten geboten, wenn sie ihre Herrin veranlassen könnte, die Fenster ihrer Wohnung für das morgige Schauspiel jener Gesellschaft abzutreten. „Welches Schauspiel?" fragte Catina verwundert. „Wie, Sie wissen nicht, Signora," rief das Mädchen lebhaft, „wovon ganz Neapel spricht? Morgen wird auf unserm Platze Battista hingerichtet, der zweite von den berühmten Banditen. Seinen Bruder traf's schon vor zwei Jahren. Wir werden

Mühe haben, nach Hause zu kommen, das Volk wird schon bei Nacht den Platz besetzen. Es war aber auch ein Wunder, daß man sie bekommen hat; dem jetzigen Oberst der Sbirren ist es gelungen. Keiner hat's früher gewagt."

Catina empfand bei diesen Worten ein Frösteln schauerlicher Ahnung. Sollte dies das furchtbare Ereigniß sein, worauf sie von Giovanni vorbereitet worden? Sie mußte auf die Bühne hinaus; während sie sang und spielte, waren ihre Gedanken bei dem eben Vernommenen, so daß sich in ihr ein angsterweckender Verdacht immer mehr zur Gewißheit verdichtete. Dadurch gelangen ihr einige Momente bewegter Leidenschaft, die ihre Rolle bot, außerordentlich, während sie mit dem größern Theil ihrer Aufgabe, der mehr Ruhe erheischte, bei dem ohnehin zerstreuten Publikum Mißfallen erregte. Sie machte Fiasco.

Es kümmerte sie wenig; ihr ganzes Seelenleben war von halb noch unerklärlichen Befürchtungen befangen. Sie schauderte, als sich ihr

Wagen langsam durch dichte Menschenmassen Bahn machen mußte und hielt die Hände vor das Gesicht, als sollte sie jeden Augenblick etwas Entsetzliches zu sehen bekommen. Kaum in ihre Wohnung gelangt, ließ sie alle Fenster dicht verschließen und gab Befehle, ihr es gleich zu melden, wenn man Giovanni kommen höre. Giovanni kam nicht.

Sie ließ sich mechanisch zu Bette bringen. Zuweilen glaubte sie in ihrer gesteigerten Aufregung, das Summen der Menschenmasse auf dem Platze dringe bis zu ihr. Sie überzeugte sich, daß es Täuschung sei, bis sie immer lauter und stärker fast ununterbrochenes Hämmern und Klopfen vernahm. Man bereitete das Schaffot. Ihr war zu Muthe, als müsse sie es besteigen; sie vergrub zitternd ihr Haupt in die Kissen.

Fahle Dämmerung erhellte das Gemach, Lärm und Geräusch auf dem Platze wurden immer vernehmbarer. Der Laut taktmäßigen Schreitens, das Trotten der Hufe verrieth, daß sich Truppen zu Fuße und zu Pferde aufstellten.

Plötzlich dumpf und aus der Ferne, dann näherrückend scholl Trommelwirbel; er verstummte mit einem Male, es schien todtenstill auf dem Platze zu sein, Catina lauschte jetzt angestrengt, ohne etwas zu vernehmen.

Da sagte sich Catina mit plötzlichem Besinnen, daß sie sich gelobt habe, einem entsetzlichen Augenblick fest in's Auge zu sehen, damit er den Schleier reiße von allen Räthseln ihres Lebens. Sie erhob sich rasch und muthig von ihrem Lager, warf ihr Morgengewand um und trat an das verschlossene Fenster. Murmelndes Geräusch drang in diesem Augenblicke vom Platze herauf zu ihr. Sie riß eilig den Fensterflügel auf — und taumelte zurück. Dann warf sie von Neuem einen Blick hinab und stürzte mit einem Schrei ohnmächtig zusammen. Sie hatte das blutige Haupt ihres Oheims gesehen, vom Rumpfe getrennt, in der Faust des Henkers.

Ob es lange Krankheit, ob es eine kurze Ohnmacht war, aus welcher sie wieder zu sich kam, sie wußte es nicht. Die Dienerin saß an

ihrem Lager und begrüßte freudig ihr Wiedererwachen. Das erste, was Catina verlangte, war eine genaue Mittheilung der Umstände, welche Battista zu einem so schrecklichen Ende geführt hatten. Das Mädchen erzählte, was Jedermann bekannt war. Zwei Brüder hatten sich als Anführer einer Räuberbande furchtbar gemacht und bei ihren Streichen eine List und Verwegenheit gezeigt, welche einerseits der Schrecken der Reisenden und der Landstädte war, andererseits allen Anstrengungen der Sicherheitsbehörden Hohn sprach. Dem Oberst der Sbirren war es gelungen, den Einen vor längerer Zeit in einem persönlichen Kampf mit ihm zu überwinden und verwundet nach Neapel zu bringen, wo er nach gehöriger Heilung den Tod auf dem Schaffot starb. Ihm folgte in der nämlichen Todesart jetzt sein Bruder Battista, welcher durch denselben Oberst in der Stadt selbst ausgekundschaftet und verhaftet wurde. Der Oberst, ein junger Edelmann aus gutem Hause, wurde belohnt und befördert, da in dem letztern Falle seine kluge

Wachsamkeit eben so groß war, als im ersten seine Tapferkeit.

Catina konnte nun nicht mehr zweifeln, wer und was ihr Vater gewesen, und die fromme Seele des jungen im Kloster erzogenen Geschöpfes versank in trostlosen Schmerz. Sie fragte endlich nach Giovanni, es hieß, er sei eben hier gewesen und werde wiederkommen. Auch er war ein Räthsel, das gelöst werden mußte, und sie zitterte, daß auch hier die Entdeckung schrecklich sein werde. Im Nachsinnen darüber stand plötzlich jener Auftritt vor ihrem Geiste, als Giovanni und der Oheim sich in ihrer Wohnung gegenüberstanden. Sie dachte an das brennende Tuch, das ein Signal für die Häscher gewesen sein mußte, und bebte vor dem Verdacht, der in ihr auftauchte.

„Kennst Du Namen und Stand von Giovanni, meinem Freunde und Beschützer?“ fragte sie ihre Dienerin. „Wie sollte ich?“ erwiederte diese; „er heißt immer nur Giovanni. Doch

glaube ich wohl ihn einmal in Uniform, die er hier niemals trägt, reiten gesehen zu haben."

Giovanni trat ein. Catina erhob sich lebhaft und schrie ihm mit dem Ausdruck der Verzweiflung entgegen: „Du bist der Oberst der Sbirren, Du hast meinen Vater und meinen Oheim getödtet." Giovanni hieß die Dienerin sich entfernen und als er mit Catina allein war, läugnete er nicht mehr, was sie errathen hatte.

„Ich habe Deinen Vater in ehrlichem Kampf überwunden, in den Gebirgsschluchten Calabriens, als die Kugeln verschossen waren. Degen gegen Degen und Messer gegen Messer. Er ehrte mich darum und in der Nacht vor seinem Ende ließ er mich zu sich rufen und vertraute mir Dein Schicksal. Du solltest das Kloster verlassen, durch Dein Talent die Welt genießen lernen und glücklich sein. Ich versprach, mich Deiner anzunehmen, ich wußte noch nicht, daß mit diesem Versprechen meine innigste Liebe zusammenstimmen wird. Weil es der Wunsch eines Sterbenden und Bereuenden war, entließ Dich die

ehrwürdige Aebtissin. Verdienter traf Deinen Oheim sein Loos, — genug davon. Jetzt gehörst Du Niemand als mir."

Catina weinte. „Ich zürne Dir nicht," sagte sie, „Du hast in Deinem Beruf gehandelt." Der meine aber ist, eine Hand nicht mehr zu berühren, die von solchem Blute gefärbt ist, und fürder mein Leben lang für die Seelen der Sünder zu beten, die meine Nächsten waren. Lebe wohl!"

Und Catina wurde bald darauf in dem Kloster, in welchem sie erzogen worden, als Nonne eingekleidet.

IV.

Das Recht der Phantasie.

Wir waren im Coupé, eine Gesellschaft von Herren, die, wie Kinder mit Gespenstergeschichten, sich mit Erzählungen schauerlicher Unglücksfälle auf Eisenbahnen ein angenehmes „Gruseln" zu erregen suchten, wobei die Zeit, die das ein=

zige ist, was dem Müßigen auch im schnellsten Waggon langsam dahinstreicht, einige Beflügelung bekommen sollte. Es waren jedoch nicht die gewöhnlichen Abenteuer, welche mit verhängnißvollen Schienenfahrten verknüpft sind, die in unsern Mittheilungen vorherrschten. Ein Achsenbruch, ein verschobenes Geleise, selbst der Brand, der sich über einen ganzen Train verbreitete — das waren Dinge, die sich in allen ihren schrecklichen Folgen leicht von der Vorstellung erschöpfen ließen, und über die nichts mehr zu sagen war. Viel interessanter erschien uns das Ausmalen von seltenen und furchtbaren Situationen, in welche Einzelne durch besondere Verkettung der Umstände gerathen waren, was auf Eisenbahnen leichter möglich als irgend sonst, weil die gewöhnlichen Fehler der Menschen, Leichtsinn und Unvorsichtigkeit hier, bei der Neuheit der Erfindung, ihre traurigen Wirkungen nicht immer gegenwärtig haben und diese so rasch und unvorhergesehen eintreten können.

Man erzählte, wie Einer, der unter die Räder gefallen, Geistesgegenwart genug hatte, sich platt auf den Boden zu drücken und den ganzen Train über sich hinsausen zu lassen, jeden Augenblick gewärtig, daß er dennoch von einer Klammer, einem Nagel erfaßt, eine Beute des jämmerlichsten Todes werden könnte. Wie viele solche Augenblicke nun hat auch nur eine Viertel-Minute und wie lange dauert jeder für diese ungeheure Angst, welche noch die Sekunde in unnennbare Sechzigstel zu zertheilen weiß! Wer das erlebte und gesund überstand, der lebt vielleicht länger, weil er die Dauer einzelner Minuten, die uns in Arbeit und Unterhaltung unbemerkt entschwinden, schätzen lernt.

„Können Sie sich eine grausamere Lage denken," sagte ein Anderer, „als die folgende: Ein Reisender war im Winter während einer schauerlichen Sturmnacht der einzige Passagier im letzten Waggon eines Zuges. Dieser Waggon löste sich plötzlich los, rollte noch eine Zeit lang von selbst fort und blieb endlich mitten in einem

Tunnel stehen. Im Dunkeln und bei der Schnelligkeit der Fahrt hatte keiner von den Schaffnern die Loskettung bemerkt, oder man konnte wenigstens nicht sogleich Abhilfe bewirken, denn der Reisende sah und vernahm lange nichts und blieb sehr unruhig in seinem ruhigen Waggon. Er getröstete sich, daß man auf der nächsten Station den Abgang des Waggons bemerken und ihn abholen müsse. Aber die Stunden vergingen und es regte sich nichts. Der Reisende dachte, der Bahnwächter werde bei aufgehender Sonne die Station abschreiten und Signale geben. Plötzlich fuhr er mit Entsetzen auf, er hörte das Rasseln eines stets näher kommenden Zuges. Damals hatte das große Päris-Versailler Eisenbahnunglück noch nicht stattgefunden, das die Lehre gab, die Waggons unverschlossen zu halten, und der in Rede stehende war verriegelt wie eine Schatzkammer. Der unglückliche Passagier versuchte umsonst die Thüre zu erbrechen, oder durch die engen Fenster einen Sprung hinaus zu wagen. Immer näher brauste die

verhängnißvolle Lokomotive. Er schrie aus Verzweiflung und nicht weil er so wahnsinnig gewesen wäre zu glauben, man könnte ihn vernehmen. Da jedoch der Zug nicht hinter ihm war, sondern ihm entgegen kam, so war zu vermuthen, daß er auf dem zweiten Geleise fahre. Aber hatte die Bahn ein zweites Geleise? Das wußte er nicht, sie zum ersten Male und bei Nacht befahrend. Ein Blick hinaus ließ in Nebel und Sturm nur manchmal eine Sekunde lang ein blaues oder rothes Licht erkennen, nicht aber ob seine Richtung seitwärts vom einsamen Waggon sei. Schnaubend und polternd donnerte das Ungeheuer heran, der erbarmungslose Todesbote. Der Reisende warf sich in die Kniee. Eine Gefahr, in der gar nichts zu thun ist, als sie abzuwarten, kann den Muthigsten verzagt machen."

„Nun?" fragten wir Alle gespannt.

„Der Reisende war ich selbst," erwiederte der Erzähler, „was ich Ihnen verschwieg, um den Ausgang nicht zu verrathen. Der heranbrausende Zug war keiner, wie ihn die gepeinigte Einbil-

dungskraft vermuthete, sondern ganz einfach die Lokomotive, die mich abzuholen kam."

Wie es bei solchen Geschichten der Fall ist, wo eine die andere gibt, verstiegen sie sich bald in das Unglaubliche und sogar Unmögliche, was die überstandene Angst oder Todesqual betrifft, obgleich es hier nicht leicht eine Grenze des Möglichen gibt.

„Das sind die modernen Ammenmärchen," sagte endlich Einer, „und wirklich brauchen wir nicht wie früherer Zeiten Gespenster und übernatürliche Kräfte anzurufen, wenn wir uns ein wenig Hautschaudern erregen wollen, das sich in Nummer Sicher so angenehm empfinden läßt. Das Leben war in frühern Jahrhunderten so einfach, daß selbst die abenteuerlichsten Situationen, wenn sie nur auf natürlichem Wege blieben, die Phantasie nicht besonders beschäftigen konnten. Was ist einfacher, als todtgeschlagen werden? Dabei ist nicht viel, was den Hörer eines solchen Falles erhitzen könnte. Darum mußten die Geister, die geheimen Künste, Spuk und Zauberer

herhalten. Die neue Zeit hat durch ihre Erfindungen aus den natürlichsten Kräften so viele Wunder entwickelt, daß es der übernatürlichen nicht mehr bedarf, um Grauen zu erregen. Die Lagen, in die man auf Eisenbahnen gerathen kann, oder durch Benützung von Maschinen und Telegraphen, überwiegen an Interesse bei weitem die Gefahren, in die ein irrender Ritter durch den Teufel oder durch die Hexen gebracht wurde. Je wunderbarer aber schon die Wahrheit allein ist," fügte er mit lächelnder Anspielung hinzu, „desto mehr sollte man ihr treu bleiben und nur das mittheilen, was auf vernünftig denkbarem Wege, nicht aber nur durch Vermittlung von Geistern in Erfahrung gebracht werden konnte."

Ein alter Herr nahm das Wort: „Ich stimme Ihnen bei. Es muß überhaupt eine scharfe Grenze gezogen werden zwischen dem, was dem Romanschreiber, und dem, was dem Geschichtschreiber zu erzählen erlaubt ist, und Geschichtschreiber nenne ich hier Jeden, der etwas als wahr, als wirklich geschehen vorträgt. Zuweilen ist etwas

nur interessant, weil es als Wahrheit gegeben wird, und wäre als Erfindung abgeschmackt. Es mag auch immerhin wahr sein und selbst alle Wahrscheinlichkeit für sich haben, es kömmt nur darauf an, wie es zur Kenntniß des Erzählers kam. Der Romanschreiber ist uns darüber keine Rechenschaft schuldig, wir glauben seiner Phantasie, wenn sie uns die geheimsten Gedanken eines schweigend Sterbenden, das ungesehen geschehene Verbrechen aufdeckt. Das Recht der Phantasie nahmen aber namentlich die französischen Schriftsteller mit in die Geschichtschreibung hinüber, und Lamartine z. B. verdankt ihm einen Theil seiner Erfolge. Er schildert die verborgensten Empfindungen der von den Ereignissen Betroffenen, der in die Schlacht oder zum Schaffot Gehenden, der Unglücklichen im Kerker, ja er begründet selbst die Umwandlung der Charaktere von Grausamkeit zur Milde und umgekehrt, oder der Ansichten und Bestrebungen durch Aufdeckung psichologischer Vorgänge, welche nur das Auge

Gottes gesehen, das Auge des Schriftstellers aber nur — dichterisch vermuthet haben kann."

„Sie sprachen davon," sagte ein Anderer, scheinbar von den letzten Bemerkungen ablenkend, „daß es dem Mittelalter an so sinnreichen Constructionen und seltsamen Erfindungen gefehlt hätte, geeignet, in phantastische Situationen zubringen. Allein ich erinnere mich, daß ein englischer Geschichtschreiber über das Italien des Mittelalters Berichte gab, von welchen einer, wegen seines romanhaften Inhaltes, der aber doch nur, wie jener Herr eben sagte, als Wahrheit interessiren konnte, als Erfindung aber vielleicht abgeschmackt wäre, in Blackwood's Magazine veröffentlicht wurde. Es sind dies schon dreißig Jahre; da aber nichts so neu ist als das vergessene Alte, so will ich es Ihnen mittheilen und, so weit ich mich noch entsinnen kann, möglichst getreu mit den Worten des englischen Erzählers, damit die wahrhafte Geschichte nicht durch Einmischung der Phantasie an Werth verliere."

Der Verfasser dieser Skizzen ist hier dem Leser die Bemerkung schuldig, daß er sich hinwieder bemühen will, die Erzählung seines Mitreisenden möglichst getreu nach dem Gedächtnisse aufzuzeichnen, daß er sich aber natürlich für die Richtigkeit der angegebenen Quelle nicht verbürgen kann. Es scheint ihm aber schon wegen der Betrachtungen, zu welchen das Mitgetheilte in unserm Waggon Veranlassung gab, die Wiedererzählung ihre Mühe zu lohnen.

Im Mittelalter gab es, wie Jedermann weiß, in Italien Kriege zwischen einzelnen Staaten, deren Ursache und Bedeutung von der Universalgeschichte kaum erschöpft werden kann, die sich auf Anführung der Zwistigkeiten zwischen den bekannten Handelsstaaten beschränken muß. In Specialgeschichten jedoch findet man merkwürdige und nicht allgemein verbreitete Daten, die auszuforschen und zu sammeln, wenn ich mich recht erinnere, die Aufgabe war, die sich jener englische Historiograph gestellt hatte.

Die Feindschaft der Montecchi und Capuletti ist durch die von der Poesie verherrlichte Liebe ihrer Kinder sprichwörtlich geworden, es gab aber noch viele andere Geschlechter und namentlich in einem viel südlicheren Italien als Verona, die sich blutig befehdeten. Ein Graf Tolsi besaß auf dem jetzt La Roma genannten Felsen der Scilla (im Alterthum mit dem Gegenüber Charibdis eine jedem Schulknaben bekannte sagenreiche Rolle spielend) ein festes Schloß, dem Auge eine Uebersicht des größten Theiles von Sicilien gewährend. Zu dem Schlosse gehörte ein Thurm und dieser bildete die Umschließung eines Kerkers, welchen Tolsi für seinen Todfeind Vicenzio (den Beinamen habe ich vergessen) hatte erbauen lassen, wenn er ihn emals in seine Gewalt bekommen sollte.

Dies gelang ihm in der That, und Vicenzio, ein edler Neapolitaner, wurde in jenen Kerker gebracht. Dieser bestand gänzlich aus so geschickt in einander gefügten Eisenplatten, daß kein Nagel und keine Fuge auf den vier Wän-

den, der Decke und dem Fußboden wahrzunehmen war, die alle gleichförmig von schwarzem Eisen waren. Sehr geräumig besaß dieser Kerker auch sieben Fenster, stark vergittert und an der Decke angebracht, die Luft und Licht gaben.

Vicenzio wunderte sich in einen Kerker geführt zu werden, da er eher augenblicklichen Tod von der Hand Tolsi's selbst erwartet hatte. Sollte ihm der langsame und qualvolle des Hungers bestimmt worden sein? Aber er fand in der Ecke ein Gefäß mit Wasser und eine Schüssel mit genügender, wenn auch schlechter Kost. Die Nacht brach an, er verlor sich in Gedanken über sein Schicksal, und da die Finsterniß durch nichts verscheucht werden sollte, sehnte er sich wenigstens einen Laut zu vernehmen. Aber nicht einmal die Glocke des nahen Klosters drang zu ihm, und von dieser Stille, so wie vom Dunkel und der Schwüle der Luft geängstigt, warf er sich auf sein Strohlager. Träume sind grausam; die von Glück kommen am liebsten im Unglück und so träumte auch

Vicenzio von schönen Tagen, um mit Entsetzen sich beim Erwachen als Gefangenen seines von Haß und Rache trunkenen Feindes zu finden.

Mit dem Anbrechen des Tages überzeugte er sich sogleich, daß jeder Gedanke an Flucht nur Wahnsinn wäre. Diese Eisenwände waren nicht einmal zu ritzen, die Fenster nicht zu erklimmen, die Thüre nicht zu erschüttern. Während er dies bedachte und umhersah, gewahrte er mit Erstaunen, daß der Wasserkrug, den er gestern bestimmt in's Auge gefaßt hatte, nicht nur auf einer andern Seite stand, sondern auch eine andere Form zeigte. Ebenso war die Schüssel eine andere und die Speise darin eine gewähltere. So mußte denn des Nachts heimlich Jemand im Kerker gewesen sein; aber wie war es möglich, daß er bei seinem leisen Schlaf die Tritte auf dem hallenden Boden und vorzüglich die schwere Eisenthüre, die sich nur ächzend in ihren Angeln bewegte, nicht sollte gehört haben? In diesen Zweifeln sah er zu den Fenstern empor. Ein Gefangener ist bald mit den we-

nigen Bestandtheilen seines Kerkers sehr genau vertraut, und so hätte auch Vicenzio geschworen, daß er Tags früher sieben Fenster gezählt habe. Jetzt aber waren es nur sechs! So mußte er sich denn, wie fest er auch glaubte richtig gezählt zu haben, dennoch geirrt haben; denn wie sollte ein Fenster in einer glatten eisernen Wand verschwinden können?

Als er die Erneuerung der Speisen sah, konnte er nicht mehr glauben, daß man ihn dem Hungertode bestimmt habe. Sollte sich Tolsi mit einer Gefangenschaft begnügen, die Licht und Luft und nichts besonders Schreckliches hatte? Vielleicht waren die Speisen diesmal nur deßhalb so lockend ausgesucht, weil sie vergiftet waren. Er aß dennoch rasch entschlossen, denn der Tod war ihm willkommener, als eine lebenslängliche Beraubung der Freiheit, das Beste, was er in der Gewalt Tolsi's hätte erwarten können.

Er blieb nach dem Genuß der Speisen gesund, und mit so bleiernen Schritten auch der

Tag dem Einsamen hinschlich, so fühlte er sich doch durch eine kleine Hoffnung gehoben, nämlich diesmal den Weg zu erlauschen, auf welchem seine Speisen erneuert werden. Sollte ihm auch dadurch kein anderer Trost werden, als sich von der Nähe eines menschlichen Wesens überzeugen zu können, so war auch dies in solcher Verlassenheit schon ein Gewinn.

Die Nacht kam, Vicenzio wachte. Der Morgen kam, und er hatte nichts erblicken können. Trotzdem stand wieder ein anderer frisch gefüllter Krug vor ihm, neue Speisen füllten die Schüssel. Er sprang auf, und wie er emporsah — diesmal konnte keine Täuschung vorgegangen sein — war abermals ein Fenster weniger. Er hatte gestern hundertmal sechs Fenster gezählt und heute waren es nur fünf. Dies bewies ihm, daß er sich auch vorgestern in der Zahl sieben nicht geirrt habe — aber in welch' einem wunderbaren Kerker von nie gewesener, unerklärlicher Art befand er sich? Er legte seine Vernunft, seine Erfahrungen, seine Erin-

nerungen an alles je Vernommene und Gelesene auf die Folter, ohne eine Ursache dieser außerordentlichen Erscheinung entdecken zu können. Er hatte Tags vorher, bevor es dunkelte, einen Strohhalm von seinem Lager an die Eisenthüre gelegt, die bei der geringsten Bewegung denselben aus seiner Richtung hätte bringen müssen, und diese Richtung, die er sich genau gemerkt hatte, war unverändert. Die unsichtbare Hand, die ihm Nahrung brachte, mußte also zu diesem Zwecke selbst die Eisenwände durchbrechen, aber diese boten nirgends die geringste Spur einer Lücke oder sonst einer Vorrichtung. Er verzweifelte an der Möglichkeit die Entdeckung zu machen. Dazu wurde die Luft schwüler, wie denn auch der Kerker entsprechend dem Raume, den die zwei verschwundenen Fenster eingenommen hatten, um vieles kleiner geworden war.

Er verschlief den Tag, um in der folgenden Nacht nur um so gewisser aller seiner Sinne mächtig zu sein. Er hielt sich auch wach und vermied sogar, sich auf das Lager zu werfen und

ging rastlos hin und her. Der Drang, das schauerliche Räthsel zu lösen, regte ihn fast mehr auf, als der nach der Freiheit. Die Nacht verging in vollkommener Todtenstille. Erst gegen Morgen war es ihm, als zittere leise der Fußboden unter ihm. Er stand stille. Die Bewegung dauerte fort, er zählte die Sekunden, nicht ganz eine Minute, dann war Alles ganz ruhig; aber so geräuschlos war die Bewegung vor sich gegangen, daß er glaubte, sie müsse ein Spiel seiner erregten Nerven sein. Er horchte — nichts war zu hören. Plötzlich aber fühlte er einen kalten Luftstrom auf sich eindringen und stürzte nach der Seite, von wo er zu kommen schien, wobei er über seinen Wasserkrug stolperte. Der Luftzug hörte auf und Vicenzio erfaßte mit seiner gierig nach dieser Seite sich streckenden Hand nur das glatte, kalte Eisen der Wände. Er blieb wie eingewurzelt an derselben Stelle stehen, ob sich nicht noch etwas regen werde, aber nichts geschah mehr.

Sein erster Blick, als das Tageslicht einen solchen gestattete, war nach den Fenstern — und es war wieder eines weniger, es waren nur vier. Als es nun heller wurde, sah er auch seinen Krug in Scherben liegen, dicht an der Wand aber einen neuen und auch die neue Speise. So viel wurde ihm nun einleuchtend, daß ein nicht weiter zu ergründender Mechanismus die Wand öffne, wunderbar versteckt, da weder Augen noch Tastsinn etwas davon entdecken ließen und die stärksten Schläge der Faust auf keine hohlklingende Stelle fielen.

Wie er wieder nach den Fenstern sah, entdeckte er, daß sein Kerker nicht nur kleiner, sondern auch niederer geworden war. Die Decke hatte sich gesenkt, ebenso wie die Seitenwände zusammengerückt waren. Ihn schwindelte. Irgend ein noch nicht zu erkennendes schreckliches Vorhaben, eine von Teufeln ersonnene Marter, mußte auf ihn lauern, daran konnte er nach solchen spukhaften Vorbereitungen nicht zweifeln.

In ungeheurer Angst, deren eigentliche Begründung er doch nicht kannte, verbrachte er Stunden und versank endlich in dumpfes Hinbrüten. Wie ein Blitz durchzuckte endlich seine Seele eine furchtbare Ahnung. „Herr Gott, habe Erbarmen mit mir!“ schrie er auf, „rette mich! Das sind Teufel von Menschen, das ist die höllische Rache!“ Er wälzte sich am Boden in seiner Verzweiflung, der Schweiß trat auf seine Stirne, er biß in das Eisen, das ihn rings umgab, jammerte um schnellen Tod, verfluchte Tolsi und endete erschöpft damit, daß er wie ein Kind in Thränen zerfloß.

So verbrachte er den Tag, am Abend erst spürte er, wie lange er keine Nahrung zu sich genommen, seine Zunge klebte am Gaumen, er trank den Krug leer, verschlang die Speisen und warf sich auf sein Lager. Der Schlaf, den er fand, war voll innerer Unruhe, voll schrecklicher Träume, die ihn oft aufschreckten, während er doch äußerlich wie in allen Gliedern gelähmt lag. Dennoch raffte er sich zuweilen empor

und tastete mit den Händen umher, ob er noch Raum habe zu leben.

Diesmal stand die Sonne schon im Mittag, als er sich erhob — sein erster Gedanke galt den Fenstern. Mit dem stieren Blick des Wahnsinnes zählte er wieder eines weniger, es waren nur mehr drei. Drei! die Zahl seiner noch übrigen Lebenstage. Gänzlich abgestumpft nahm er die wiederholte Erneuerung der Speisen und die abermalige Verkleinerung des Gefängnisses wahr. Nur ein Gedanke schlich sich mit einem Male tröstend in sein Gemüth: Tolsi könne ihm ja doch die äußerste Todesqual nur bereiten wollen, um ihn im letzten Augenblick zu befreien.

Er jammerte nach der Kraft, sein Ende diese drei Tage lang so langsam an sich herankommen zu sehen, ohne wahnsinnig zu werden.

Noch einmal wollte er nach dem unsichtbaren Ueberbringer der Speisen spähen, und dann jammern, um Hilfe schreien. Und als die Zeit gekommen war, stand er regungslos wie eine Bildsäule, bis er bedachte, daß es gerathener

wäre, sich der Länge nach, auf den Boden hinzustrecken. Mit einer Anstrengung, die ihm zur fieberhaften Qual wurde, lauschte er. Endlich fühlte er, daß der Fußboden sich unter ihm bewege. Kaum war er aufgesprungen und hatte mit halb erstickter Stimme gerufen, so hatte auch die Bewegung aufgehört. Er wartete noch einen Augenblick, aber weder ein Luftzug, noch ein Laut war zu spüren, er schrie wieder und schrie fort, bis er es nicht mehr vermochte.

Und wieder ward es Morgen und nur noch zwei Fenster blieben ihm übrig, nur noch zwei Lebenstage. Auch bedurfte es nur sehr wenig und kurzer Schritte, um den Raum zu durchmessen, der ihm noch geblieben war, die Decke hatte sich mehr und mehr gesenkt, die Wände waren auf wenige Fuß zusammengerückt. Mit der scheinbaren Ruhe, mit der man zuletzt dem Unvermeidlichen entgegen starrt, überdachte er das Kommende. Als er sich dabei auf seinem eisernen Bette liegend nach der Wand drehte, bemerkte er an ihr zum ersten Male Schriftzüge und las:

„Ich Ludovico Sforza habe, verleitet durch das Gold Tolsi's, viele Jahre damit hingebracht, dies Meisterstück meiner Erfindung auszuführen. Tolsi selbst begleitete mich, als es vollendet war, hinein, um die Maschine in ihrer ganzen Grausamkeit wirken zu sehen, verschwand aber schnell, und ich — blieb das erste Opfer derselben, weil ich das Geheimniß hätte verrathen können. Unglücklicher, der Du dies liest, wirf Dich auf die Knie, Dein Ende ist nahe. In wenigen Stunden zermalmt Dich die Maschine, wie jetzt den Elenden, der sie gemacht."

Vicenzio ächzte; dies war sein zweifelloses Todesurtheil. Lange stand er wie versteinert, dann versuchte er, ob er nicht durch irgend eine Todesart der Marter zuvorkommen könne. Er hatte nicht mehr die Kraft, sich den Kopf an den Eisenwänden zu zerschmettern.

Plötzlich sah er sich wie übergoldet stehen von der sinkenden Abendsonne. Es war eine Secunde von Glück; denn es war dem lebendig Begrabenen ein Zeichen, daß er noch mit der

Welt zusammenhing. Die beiden noch übrigen Fenster standen durch das allmälige Sinken der Decke jetzt so tief, daß er sie leicht erklimmen konnte, und mit einem Sprung an den Gittern hängend, sah er, was er nimmer zu sehen gehofft, das vom Abendroth beglänzte Meer. Ein Stück Sicilien lag unter ihm, mit Blüthenduft war die Luft geschwängert und kühlte ihm die in Fieber brennenden Wangen.

Er hielt sich bald mit der einen, bald mit der andern, bald mit beiden Händen am Gitter fest, des Schmerzes und der Anstrengung nicht achtend, bis es ganz dunkel wurde, und er kraftlos loslassend herabstürzte. Da lag er bewußtlos, bis die wiederkehrende Sonne nur noch durch ein einziges Fenster brach. Er selbst fand sich durch den ganz eng gewordenen Raum auf sein Lager hingeschoben, welches ebenfalls eine veränderte Gestalt hatte, denn die es pressenden Wände mußten geheime Federn berührt haben, durch die es sich jetzt in eine Bahre verwandelte. Sie war jetzt sein einziger Platz. Er betete still

und lange, und vergoß nur mehr wenige Thränen. Bald hatte er auch zum Liegen kaum mehr Raum genug und die Luft wurde schwer und beängstigend. Gänzliche Apathie bemächtigte sich seiner und er wäre glücklich gewesen, wenigstens in diesem Zustande zu sterben. Der furchtbar schrille Ton einer Glocke jedoch beraubte ihn dieser lähmenden Ruhe und selbst das Echo, das die Felsenklüfte zurückwarfen, durchschauderte sein Gehirn. Ein fürchterliches Krachen folgte, Wände, Decke und Boden, waren nur mehr einige Zoll von einander entfernt. Mit Händen und Füßen stemmte sich Vicenzio gegen die Eisenmauern. Eine Stunde noch blieb er, eng von ihnen umschlossen, bei Athem. Dann folgte ein ungeheurer Stoß, und er lag — ein formloser Klumpen. Der erst so große Raum mit sieben Fenstern, war zu einem kleinen flachgedrückten, eisernen Sarg zusammengeschrumpft. Ein Mann stand daneben und blickte mit Augen darauf nieder, aus welchen befriedigte Rache blitzte."

Der Erzähler schwieg. Der alte Herr, der früher vom Recht der Phantasie gesprochen hatte und von ihrem Mangel an Berechtigung sich in die Geschichtsschreibung einzudrängen, fragte jetzt lakonisch: „Wer hat dem Erzähler dies erzählt?“

Der Andere erwiederte: „Daß die Maschine dieses eisernen Sarges existirt hat, ist eine vollkommen historisch beglaubigte Wahrheit.“

„Gut,“ entgegnete der alte Herr, „und auch was sich darin begab, mag ganz so geschehen sein, wie Sie es mittheilen; wer aber bürgt dafür, daß die Gedanken, Empfindungen und Bewegungen des Unglücklichen gerade so und nicht anders erfolgten, vom Augenblick an, als er sein Schicksal errieth, die ganze Kette von Angstwirkungen hindurch, bis zum letzten Todeskampf? Wer kann davon genaue Kunde erhalten haben? Es läßt sich wohl als psychologisch wahr annehmen, läßt es sich aber auch geschichtlich feststellen?“

Der Erzähler versetzte mit schalkhaftem Lächeln: „Ich wollte nur durch ein Beispiel

erläutern, wie sehr ich Ihrer Meinung vom Recht der Phantasie beistimme. Der Eisensarg ist eine Gewißheit, so sehr wie es nur irgend eine historische Thatsache sein kann, die Restauration zum Beispiel, oder die Existenz der Girondisten. Was sich aber innerhalb dieser historischen Thatsache an geheimen Seelenzuständen begab, das kann uns nimmermehr als Geschichte, im äußersten Falle nur als historischer Roman vorgelegt werden. Wie hier die Existenz des Eisensarges an Glaubwürdigkeit verliert, weil, was sich darin begab, in einer Art dargestellt ist, für die es keine Quelle gibt, als dichterische Erfindung, — so könnte man durch viele der glänzendsten Capitel in der „Geschichte der Girondisten" fast versucht werden an der Existenz der Girondisten selbst zu zweifeln. Und dies mögen sich außer den Geschichtsschreibern auch alle Erzähler von sogenannten „wahren Geschichten" merken."

V.

Aus Frauenmund.

Ein unheimlicher Regen begleitete die Fahrt, vergebens winkten an jedem Haltepunkt die Restaurationen, man wollte lieber auf jede Erfrischung verzichten, als die der Bäume und Felder theilen, welche so freigebig vom Himmel floß. Wir hatten das besondere Vergnügen, mit zwei Damen in Coupé zu sitzen, einer Mutter und ihrer Tochter. Die erstere war eine kleine, nette Frau, die ihre wenigen Reste ehemaliger Schönheit so gut zu verwalten wußte, daß noch immer eine ganz liebenswürdige Erscheinung davon hergestellt wurde. Die Tochter war bereits Witwe, schlank, fein und geistreich und das Verhältniß zu ihrer Mutter gestaltete sich zu einer Art Wahlverwandtschaft, zu einem freundschaftlichen Verkehr.

Die geringen Erfahrungen, die es uns vergönnt war, im Umgang mit Frauen zu machen,

belehrten uns, daß wir sie nicht besser unterhalten können, als wenn wir sie dahin bringen uns zu unterhalten. In der richtigen Anwendung des Auges und des Ohres liegt das Geheimmittel, Frauen zu gefallen. Man muß sie anzusehen, und man muß sie anzuhören verstehen. Beides ist eine Kunst, die nicht Jeder besitzt, dem der äußere Sinn dazu verliehen ist. Ohne diesen Gegenstand hier weiter verhandeln zu wollen, bemerke ich blos, daß ich es dahin brachte, den beiden Damen durch mein aufmerksames Schweigen unendlich unterhaltend zu erscheinen.

Die vorhergegangenen Erzählungen im Waggon hatte ich ihnen mitgetheilt, und sie dadurch veranlaßt, aus ihrem eigenen Leben zu erzählen. Die Mutter, obgleich noch nicht alt, war doch nicht unberührt von der Sentimentalität der Werther-Epoche geblieben, die viel weiter in unser Jahrhundert hineinreichte, als man gemeinhin annimmt. Die Tochter verhielt sich ungläubig und spöttisch zu den zarten Beziehungen, welche die Empfindsamkeit so gerne aufsucht.

Die Mittheilungen Beider trugen das Gepräge ihrer Individualität, und wenn sie auch ganz einfach sind, gehören sie doch dem wirklichen Leben an, was allem Erzählten einen Werth gibt, der nicht mit der ästhetischen Elle gemessen werden darf.

Die Mutter sagte: „Es hat mir immer leid gethan, wenn ich das schöne Lied „guter Mond, du gehst so stille," in gebildeter Gesellschaft verlachen hörte, als ob es nur mehr von Schneidergesellen gesungen werden dürfte. Der Mond ist klug und nicht blos der romantische Begleiter von Verliebten, er verdient eine ganz besondere Astrologie. Mir war es immer ein ganz eigenes Vergnügen, den Verkehr zwischen Mond und Wolken in Verbindung zu bringen mit manchem Menschenschicksal, das sich eben auf Erden begab. Ich wohnte einmal am Ufer des Rheins, die Nacht war so schön, daß sie beinahe einem verschleierten Tage glich, als ich davon verlockt zum Fenster hinaussah. Der Schmuck des Himmels war im vollen

Glanz, der Mond gab große Wolkengesellschaft. Eine einzige kleine, von seinem Licht ganz durchdrungene Wolke löste sich los und zog ein wenig nach Westen. Mein Auge verfolgte die Wanderung, bis die Wolke stehen blieb, zwei funkelnde Sterne versuchten durchzublicken, verschwanden aber immer wieder, sobald sie sich einen Augenblick gezeigt hatten; es war, als ob die Sterne mit dem Wölkchen zankten. Lange sah ich hinauf, bis meine Augen endlich auf dem Hause ruhten, über welchem das Wölkchen stand. Nichts war zu sehen, als in einem Zimmer des letzten Stockwerkes ein mattbrennendes Licht; zwei Gestalten bewegten sich im Zimmer und verschwanden wieder, gleich den funkelnden Sternen in der lichten Wolke, die noch immer über dem Hause stand. Es schlug eilf Uhr und ich schloß das Fenster."

„Drei Monate später stand ich an demselben Fenster, die Luft war nicht so sanft, aber die Nacht schön, und ich dachte unwillkürlich an den Abend zurück, den ich Ihnen

eben schilderte. Statt des lichten Wölkchens mit den funkelnden Sternen hing jetzt eine schwarze Wolke über dem Hause, in dessen einzig erleuchtetem Zimmer diesmal nur eine Gestalt sich bewegte und endlich wie in unbeweglicher Trauer stehen blieb. Ich wartete lange, aber die Gestalt wollte nicht verschwinden, das Licht nicht erlöschen, die Wolke sich nicht verziehen."

„Es war eine düstere Nacht, als ich wieder einmal von meinem Fenster nach jenem Hause blickte. Der Mond schien, aber die Wolken zogen an ihm vorbei, er stand gerade über jenem Haus, aber sein Schimmer konnte nur matt durch eine furchtbar finstere Wolke dringen, die sich um ihn gelagert hatte. Plötzlich war der Mond ganz verschwunden, nichts leuchtete mehr, als das Licht in jenem Zimmer, an dessen offenem Fenster eine weibliche Gestalt minutenlang stand, bis sie mir endlich wie durch Augentäuschung in den Lüften zu schweben schien; mehr sah ich nicht."

„Zwei Tage später las ich in einer Zeitung: Ein Mädchen aus reichem Hause in Brüssel verließ mit einem jungen Manne das elterliche Haus. Beide verlebten hier drei glückliche Monate, bis er sie immer mehr vernachlässigte und endlich ganz aufgab. Vorgestern stürzte sich das unglückliche Geschöpf vom Fenster herab.“

„Ich dachte an das lichte Wölkchen, hinter dem sich zwei Sterne verbargen, an die finstere Wolke, an die drei Abende am Fenster.“

„Meine liebe Mutter,“ sagte die Tochter, nachdem jene geendigt hatte, „glaubt nun wirklich, wenn sie es auch nicht recht eingestehen will, an irgend einen geheimnißvollen Rapport zwischen dem Schicksal, das sie uns mittheilte, und den zufälligen Erscheinungen am Himmel über dem Hause, in welchem es sich ereignete. Sie haben gar kein Recht zu lächeln, mein Herr, denn ich habe Erfahrungen gemacht, daß die Herren nicht weniger abergläubisch sind, wenn auch die Beziehungen, die sie zwischen der sichtbaren und

unsichtbaren Welt aufsuchen, von minder zarter Natur sind, als Wolken und Mondschein. Die Herren beurtheilen uns Frauen am liebsten nach dem Zufall, der uns dies oder jenes verliehen hat, nach Lavater'schen oder phrenologischen Grundsätzen, die doch noch immer mit einem Stück Aberglauben zusammenhängen. Ja, sie beharren dann auf ihren Entdeckungen mit einer Hartnäckigkeit, daß sie sich nicht getrauen, unglücklich zu sein, wenn es dem Princip nicht entspricht."

„Ich sah Menschen sich mit einem Zustand zufrieden geben, den sie sonst verwünschen würden, blos weil sie ihn in dergleichen abergläubischen Voraussetzungen gewählt haben, und nun sich nicht selbst Lügen strafen, ihren eigenen Verstand nicht geringer anschlagen wollen. Ich sah Bündnisse sich schließen, blos weil sie einem jener moderne Vorurtheilen, nach welchen man den Charakter Anderer abschätzen zu können glaubt, entsprachen."

„Ich stand mit einem Cousin auf dem Verdeck des Dampfbootes, das den Rhein hinunterfuhr; ein Gruppe hatte sich um ihn gesammelt, er hielt einen Brief in der Hand und sagte nach einem flüchtigen Blick darauf zu den Umstehenden: Diese Schrift deutet auf einen guten Menschen, der aber weder viel Geist noch Festigkeit besitzt. Dabei stellte er den Brief seinem Eigenthümer zurück, während ein Nebenstehender dem jungen Mann von neuem einen Brief reichte, mit den Worten: Dieser Brief ist von einer Dame; was denken Sie von einer solchen Schrift? Mein junger Cousin betrachtete den Brief lange und ernsthaft, aber man sah wohl, daß er den Inhalt nicht las, sondern seine ganze Aufmerksamkeit auf die Schrift fixirt hielt. Endlich sagte Einer von den Anwesenden: Es scheint, daß Sie viel Studium nöthig haben, Sie besinnen sich etwas lange."

„Die Frau, die eine solche Schrift besitzt, möchte ich heiraten, sagte plötzlich mein Cousin.

Der Andere lächelte und nahm den Brief zurück."

„Zwei Jahre nach diesem kleinen Vorfall war ich mit demselben Cousin in einem Salon, wir saßen mit vielen andern Herren und Damen um den Theetisch. Die Frau vom Hause sagte: Heute erhielt ich einen Brief von meiner Freundin Helena von M.; sie kommt, nachdem sie lange zurückgezogen gelebt hat, wieder in die Welt, vielleicht sehen wir sie schon heute Abend. Sie kennen sie nicht? fragte sie meinen Cousin, der neben ihr saß."

„Nein, erwiederte dieser, aber wie ich vielfach vernahm, soll sie weder schön noch besonders geistvoll sein."

„Meine arme Freundin, sagte die Hausfrau, ist so jung und hat dennoch viel Kummer erlebt. Beinahe seit ihrer Kindheit mit dem Sohn eines Freundes ihrer Eltern verlobt, den sie sehr liebte, heiratete sie vor zwei Jahren, und kaum sechs Monate vermält, kam er, zu einer Reise genöthigt, bei dem schrecklichen Un-

glück der Eisenbahn bei P. um's Leben. Seit dieser Zeit lebte sie auf ihrem Landgute und kömmt auf mein langes Zureden nur in die Stadt; sie schrieb mir heute. Dabei zog die Dame einen Brief hervor. Kaum hatte ihn mein Cousin erblickt, so rief er gleich: Die Schrift kenne ich, sie ist dieselbe, die mir ein junger Mann vor zwei Jahren auf einem Dampfschiff zeigte; vermuthlich war er ihr unglücklicher Gemal, der bald darauf in so furchtbarer Art den Tod fand."

„Man drang nun in meinen Vetter, zu erzählen, wodurch er veranlaßt wurde, den Brief zu zeigen. Es war von Charakteren im Allgemeinen die Rede, sagte er; ich behauptete, aus der Schrift eines Menschen mir ein genaues Urtheil über ihn bilden zu können, man legte mir unter anderen Schriften auch diese vor und ich war betroffen von dem Bild eines herrlichen Charakters, das beim Anblick dieser Schrift mir sogleich vor der Seele schwebte."

„Vielleicht irren Sie sich doch, entgegnete ein Herr aus der Gesellschaft. Helene, so vortreffliche Eigenschaften sie besitzt, ein Charakter ist sie nicht und auch äußerlich ist sie früh gealtert und unschön geworden.“

„Bald darauf wurde Helene von M. gemeldet und trat ein. Ihre Erscheinung rechtfertigte nur zu sehr das zuletzt ausgesprochene Urtheil.“

„Einige Monate später war in demselben Salon die Verwunderung sehr groß, als man vernahm, Helene heirate wieder und zwar meinen Cousin, weil er sich in ihre Schrift verliebt hatte.“

Die Erzählerin schwieg; ich dachte wohl mir die Frage erlauben zu können, ob die auf solchen Voraussetzungen gegründete Ehe eine glückliche sei.

„Das mögen Sie am besten aus dem Umstand entnehmen,“ entgegnete die junge Frau mit einem spöttischen Blick, „daß Helene wieder auf ihrem Landgut lebt, ihr Gemal beinahe

fortwährend auf Reisen ist, aber außerordentlich beglückt scheint, in fast täglichen Briefen Helenen's Schrift wieder zu sehen und Helenen's Charakter zu preisen."

Schwäbische Fahrten.

I.

Die Welt ist groß, wenn auch die neue Zeit sie durch die Schnelligkeit der Communicationen gewaltig verkleinert zu haben glaubt. Freilich, wenn man durch die Welt läuft, wie manche Engländer durch die Kunstsäle laufen, den Katalog in der Hand und eifrig damit beschäftigt, zu prüfen, ob jede Nummer richtig angegeben ist, um dann sagen zu können, sie haben Alles gesehen; — wenn man durch die Welt läuft mit Handbüchern und Fahrtordnungen, und sich nur überzeugen will, ob in jenen Alles verzeichnet und in diesen keine Minute zu wenig angegeben ist, dann ist die Welt klein und man

ist bald fertig mit ihr. Dann kömmt man nach Hause mit dem stolzen Bewußtsein, von Mailand nach Paris in 36 Stunden gereist zu sein, dann streckt man sich müde und blasirt im Fauteuil aus und überredet sich, man habe in einem halben Jahre Europa durchzogen und überall nichts gefunden, eine so abgrundtiefe Seele würdig auszufüllen, einem so geistreichen Kopf, der über Alles schon hinaus ist, noch etwas zu bieten.

Das war von jeher meine Art und Weise nicht, der ich so unglücklich, so beschränkt bin, vor jeder Schönheit der Natur, vor jedem noch so geringfügigen Menschenwerk mit beschaulicher Ehrfurcht stille zu stehen. Mir ist die Welt viel zu groß, mir sind die Eisenbahnen viel zu schnell. Mit Methusalem's Alter würde ich noch jung und unerfahren sein, denn ich hätte zu lange bei den einzelnen Steinchen verweilt, die man hochmüthig übersieht, wenn man glaubt, das ganze Weltgebäude beurtheilen zu müssen. Ich krieche langsam und bedächtig über die

Erde und lasse nicht gerne eine Minute vorüber, ohne den Genuß, den sie enthält, erschöpft zu haben. So gleiche ich vielleicht einem Lumpensammler, der aus dem Kehricht des Lebens das noch Brauchbare herauszuscharren sucht, und mag dies eine wenig geehrte Thätigkeit sein, so lehrt sie doch den Werth des Weggeworfenen, des von Niemand sonst Beachteten kennen.

So ist der arme Schriftsteller beschaffen, der den Leser einladet, ihn auf einer Reise nach Schwaben zu begleiten. Es wird also eine langsame und beschauliche Reise werden, vielleicht wie jene vielgeschmähten Vierfüßler zu reisen pflegen, die auch an den verachteten Disteln am Wege ihren Genuß finden. Wir lassen uns diesen Vergleich immerhin gefallen, wenn man uns dabei wenigstens den Rang des Buridan'schen Distelfressers zugesteht, der nichts ohne philosophische Gründe that.

Es war ein heller Augustmorgen, als ich in Wien an den Bahnhof fuhr, zwischen zwei Freunden, die mich an den Waggon begleiten

wollten. Ich kostete noch einmal das Fahren eines Wiener Fiakers und sollte auch noch einmal erfahren, was es kostet. Immer zu viel, dachte ich, wenn es Einen von Wien wegbringt, als ich einen Blick in den von Morgenthau beglänzten Prater warf. Von den Freunden personificirte der Eine die Vorsicht und der Andere den Leichtsinn; jener bat mich, mein Gepäcke, meine Stiefel, meinen Hut nicht zu verlieren, am wenigsten aber mich selbst, denn ich wäre zu ungeschickt, mich wieder zu recht zu finden; dieser rieth mir, Alles wegzuwerfen, denn es wäre nothwendig, daß ich einen ganz neuen Menschen anzöge. Unter so zärtlichen Freundschaftsversicherungen schied ich, nachdem ich Jedem das Seine versprochen, und es galt nun, mir neue Freunde im Eisenbahn-Coupé zu erwerben.

Unter mancherlei Wechsel der Reisegesellschaft konnte ich die Beobachtung machen, welchen Einfluß die Langeweile auf die Höflichkeit ausübt. Leute, die mit keinem Buche ausgerüstet

sind, kein Interesse an der Gegend nehmen, auch keines im Kopfe tragen und auf einer langen Fahrt begriffen sind, werden gefällig und dienstfertig, blos um sich die Zeit zu vertreiben. Ein langer magerer Herr, der, wenn er kein Engländer war, doch einer hätte sein können, und dessen Nase anzudeuten schien, wie lang ihm die Zeit wurde, die er nicht einmal durch Rauchen ein wenig in ihrem Gange förderte, saß mir gegenüber, der ich schweigend las, und verfolgte mit gespannter Aufmerksamkeit den Brand meiner Cigarre. So oft sich eine genügende Quantität Asche daran gesammelt hatte, öffnete er das Fenster, damit ich sie hinauswerfe, und schloß es wieder. Dies schien ihn so sehr zu unterhalten, daß ich ihm nicht einmal mehr dafür dankte, ja ein Dankgefühl schien ihn vielmehr zu beleben, als ich zum Hinauswerfen noch das Hinausspucken gesellte, in abgemessenen Zwischenräumen, die ihm seine Zerstreuung doppelt ermöglichten.

Dieser Herr, von so überaus großer Zuvorkommenheit, der doch ganz darnach aussah, als ob er im gewöhnlichen Leben keinen Finger zu einem uneigennützigen Dienst aufheben würde, machte später einem Manne Platz, der eine zugleich vornehme und gemüthliche Erscheinung war, und mit dem ich mich rasch befreundete. Ich erfuhr, daß er Besitzer eines kleinen Gutes in der Nähe von Nürnberg, in der sogenannten fränkischen Schweiz sei, und von einer Reise nach Italien über Wien auf sein Besitzthum zurückkehre.

„Und so reich und so gut gestellt im Leben," fragte ich ihn einmal, „finden Sie Vergnügen daran, allein durch den schönsten Theil der Welt zu reisen, gleich einem armen Schriftsteller, der kaum sich selbst, geschweige eine Frau durch die Welt bringt?"

Er lächelte, verfiel dann in ernstes Sinnen, und lachte endlich laut, als gerade der Train anhielt, und ein Mensch, der das Aussehen eines verschmitzten Kammerdieners hatte, an

unsern Waggon herantrat, wie eines Befehles gewärtig. „Sie sehen ja, daß ich nicht allein reise," sagte der junge Gutsbesitzer, nachdem er den Diener, der auf einer andern Wagenklasse mit uns reiste, hinweggewinkt hatte, „das ist auch eine Gesellschaft."

„Ihr Kammerdiener?"

„Er ist mir mehr als dies, er ist mir Mittel zu einem Zwecke, von dessen Gelingen mein künftiges Lebensglück abhängt."

Der Train setzte sich wieder in Bewegung und mein Reisegefährte schien den Zwang, welchen die Discretion der Neugierde auferlegt, durch ein freiwilliges Geständniß beseitigen zu wollen. „Ich bin verheiratet," erzählte er, „meine Frau war Witwe, als ich sie nahm, eine junge, schöne, liebenswürdige Witwe, die mir ihre Hand kaum ein Jahr nach dem Tode ihres ersten Mannes reichte, und sie hat auch nur einen einzigen Fehler und das ist — dieser erste Mann. Ich habe ihn nicht gekannt, möglich, daß er ein Muster aller irdischen Voll-

kommenheiten war, deshalb mag ihn nicht weniger der Dings da holen, wenn er dadurch das Recht bekommen hat, Einem, der so frei war, länger als er zu leben, dieses Leben so gewaltig zu verbittern. Ich war noch keinen Monat verheiratet, als ich „Alfred hier! und Alfred dort!“ zu jeder Stunde vernahm. Nur er hätte hier zart gefühlt, dort tapfer drein geschlagen, er hätte in diesem Falle so, im andern anders gehandelt. Man ließ ihm ein Denkmal im Garten errichten, man ließ sein Porträt porträtiren, man seufzte still und laut nach ihm. Was anfangen mit einem Nebenbuhler, der nicht von Fleisch und Blut ist, was thun mit einer Frau, die in ein Gespenst verliebt ist? Und daß er in Italien starb, als die Revolutionszeit wieder alle romantische Räubergeschichten floriren ließ, das gibt ihm einen Reiz mehr. Er wurde auf dem Wege nach Florenz von einer Bande erschlagen, wie meine Frau sagt, weil er eine Uhr, auf der ihr Bild war, bis auf's Blut vertheidigte.

Mir blieb in meiner Verzweiflung nichts übrig, als auch eine Reise nach Italien, nicht um ebenfalls erschlagen zu werden, sondern um vielleicht um geringern Preis interessant zu werden; sie gab mir noch auf, der Geschichte seiner letzten Augenblicke nachzuforschen."

Ich mußte innerlich lächeln, obgleich die außerordentliche Liebe für seine Frau, die aus allen seinen Worten drang, mich ihn bedauern ließ.

„Die Reise wird heilsam gewesen sein," sagte ich, „und den Zauber der Abwesenheit auf Sie übertragen, die Verirrung des Gemüthes recht deutlich in's Licht gesetzt haben."

„Pah!" erwiederte er, „ich habe andere Mittel und es soll eine Radicalcur sein."

Er schwieg darüber und so mußte ich den Gegenstand ebenfalls für beseitigt erachten. Wir reisten vergnügt zusammen über Prag nach Dresden und Leipzig, auf der sächsich-bairischen Staatsbahn nach Hof, von da nach Bamberg, wo er mich verließ, mir aber, der ich allein nach Nürnberg weiter ging, das Ver-

sprechen abnahm, ihn nach einigen Tagen zu besuchen, sobald ich nur die fränkische Schweiz zum Gegenstande meiner Reiseschau machen werde.

An einem trüben, regnerischen Abend in einer gänzlich fremden Stadt anzukommen, ist eine Quelle wehmüthiger Empfindung, und nun gar in Nürnberg, das durch seinen Ruf altdeutscher Herrlichkeit die Phantasie im Voraus beschäftigte, während man nun mitten darin von der Wirklichkeit vor Nacht und Regen nichts zu sehen bekömmt. Es stehen weder Fiaker noch Droschken am Bahnhof, sondern große, schwere Omnibusse, von den Gasthöfen abgesendet, ihnen die Passagiere zuzuführen. Man läßt sich hineinstopfen in die unförmlichen Kasten, und glaubt sich mit den unbekannten Wagen auch unbekannten Mächten anvertraut zu haben. Am nichts weniger als süßen Schaukeln des Wagens läßt sich ein alterthümliches Pflaster erkennen, manchmal beleuchtet ein hereinfallender Strahl einer verschämt brennenden Straßenlaterne, die mit kleinstädtischer Bescheidenheit

ihr volles Licht nicht leuchten läßt, den Stadtwinkel, den man gerade durchfährt, und man gewahrt märchenhafte Vorsprünge und traumhafte Erker, steinerne Schatten, welche die Gestalt der Stadt wirft.

So ist man in Nürnberg zu Bette gegangen, ohne eine volle sichtbare Ueberzeugung erhalten zu haben, wo man sich befindet. Der erste Blick aber durch das Fenster am andern Morgen ließ keinen Zweifel mehr übrig. Es ging nicht einmal auf die Straße, sondern nur in einen weiten gepflasterten Hof, der wohl die Größe eines Marktplatzes in einem kleinen Dorfe hatte. Da war es menschenleer und die Einbildungskraft gewann Muße, sich an diesen Spitzbogenfenstern und wunderlichen Bauwerken, die alle den Hof umschloßen, in das Mittelalter ungestört zurückzuschwingen, erwartend, es werde hier und dort aus kunstvoll geschnitzten Thüren der ehrwürdige Rathsherr treten im feinen Tuchwams, gefolgt vom Töchterchen, das sittig dahinwandelt, das schwere Gebetbuch mit den

silbernen Spangen in beiden Händen tragend. Es erschien keine von diesen alten, lieben Figuren, dafür meldete sich ein Geselle, der zu jeder Zeit wiederkehrt, der Hunger, und ich war froh, daß man mir keinen mittelalterlichen Eierkuchen brachte, sondern frisches Gebäcke, wenn ich auch den Caffee nicht ungern in einem Humpen empfangen hätte.

Die Menschen haben ihre Freude daran, Einem bewußt und unbewußt die schönsten Träume zu ruiniren. Gebäude und Straßen Nürnbergs stimmen prächtig in die Phantasie, daß man einen Spaziergang in die Jahrhunderte zurückmache; dazu war es gerade Sonntag, geputzte Mägdlein trippelten in die geöffneten Kirchen, aber auf den Plätzen standen überall in großen Gruppen die Herren und rauchten Cigarren, um auf diesem ganz modernen Duft den Duft der altdeutschen Vergangenheit zu entführen. Aber nicht lange kämpft diese Unsitte der Menschen siegreich gegen die Poesie der Stadt, diese strömt vielmehr mächtig aus den Brunnen,

Denkmäler der lieblichsten Künstlerphantasien und Quellen der holdesten Geschichten, wenn abendlich die Mägde sich hier versammelten und das Plätschern des Wassers sich gefällig herbeiließ, das Geplauder zweier Liebenden Andern unhörbar zu machen. Solche Gedanken erregt vor Allem der Brunnen auf dem Marktplatz, obgleich der gothische Ernst seiner Spitzsäule nur von heiligen Geschichten und Heldenthaten erzählen will, denn er trägt die Standbilder von Moses und den sieben Propheten, und unten die Gebilde gewaltiger Schwertführer, wie Cäsar und Alexander, Gottfried von Bouillon und noch sechs Andere, die man zusammen hier die „neun starken Helden" nennt. Und gerade unter dieser historischen Brunnengalerie mag am meisten geküßt und gelacht worden sein; denn die Fröhlichkeit des unmittelbaren Lebens wählt sich überall gerne die Stätte ernster Vergangenheit, um unwillkürlich das geheimnißvolle Gebot der Gegensätze zu erfüllen. Das berühmte Gänsemännchen ist auch noch zu sehen,

während die große Uhr, die um zwölf Uhr Mittags alle Kunstfertigkeit Nürnberger Spielerei entwickelte, längst stille steht.

Was Hunderte sahen und erzählten, läßt sich mit gleichem Behagen höchstens wiedersehen, aber nicht wieder erzählen. Wenn man am Hause des weltbekannten Schusters steht, der von der Natur zum Poeten bestimmt wurde, mag man daran denken, wie ungleich sich die Zeiten sind und wie viele Poeten von heute besser zum Schuster bestimmt wären. Eben so erquicklich für das Gemüth, wie Dürer's Wohnhaus zu sehen, ist, es im Besitze eines Kunstvereins zu wissen, und fast unnöthig erscheint dann noch ein besonderes Denkmal, welchen Kunstgenuß es auch dem Beschauer bietet. Es ist noch viel von Dürer's Hand in Kirchen und Häusern anzutreffen, auch im Rathhaus, welches zum Theil noch aus dem vierzehnten Jahrhundert ist und sich mit seinen Wandgemälden Dürer's von vielen unserer modernen Kunstausstellungen dadurch unterscheidet, daß

die — Folterkammer in einem ganz andern Saale angebracht ist.

Ohne auch diesen romantischen Reiz des Mittelalters näher kennen lernen zu wollen, besah ich mir noch die St. Sebaldus- und die St. Lorenzkirche, zwei herrliche Monumente deutscher Kunst, beide von Außen wie von Innen mit tausendfachem Zauber begabt, der heimlich, süß und erhebend das Gemüth mit dem Wohlgefühl beschleicht, sich als ein Deutsches zu erkennen. Schon die Namen der Künstler, die zur innern Ausschmückung beitrugen, klingen wie deutscher Kuhreigen, außer Dürer und Holbein vernimmt man Adam Kraft, Peter Vischer, Veit Stoß, die großen Meister der Bildhauer- und Holzschnittarbeiten. Wer hier einmal zu schildern anfinge, der könnte nie zu schildern aufhören und es wäre der Mühe werth zu erforschen, warum wir, wo sich der deutsche Geist in einer individuellen Entwicklung Bahn bricht, gleich mit einer ganzen Literatur bei der Hand sind, wie bei Göthe, und nur so

dürftige Schriften haben, wo sich wie in Nürnberg die deutsche Kunst einer bestimmten Epoche in ihren bezeichnendsten Hervorbringungen koncentrirt.

Mit Oehlenschläger's Michel Angelo dachte ich: „ich lasse lieber mir die kühlen Lüfte im Schatten eines grünen Baumes behagen," und trat wieder hinaus in das frische, sonnige Leben. Da machte ich Bekanntschaft mit einem Flusse, von dem ich seit der Schulbank nichts mehr gehört hatte, mit der Pregnitz, und für die Plage, die ich damals hatte, mir den Namen zu merken, dürfte die Schönheit mancher von den Brücken entschädigen, die angenehmer als die Schulgeographie darüber hinführen. Da ist besonders eine, welche das leibhaftige Conterfei des Ponte Rialto in Venedig sein soll, wozu freilich noch einige Kleinigkeiten fehlen mögen, die aber der Cicerone für sehr geringfügig hält. Von merkwürdigen Häusern kann man unter Andern das des unglücklichen Buch-

händlers Palm sehen, auf welches eine blutrothe Inschrift aufmerksam macht.

Wie seltsam zieht sich der Weg schon durch einen Theil aufwärts zur königlichen Burg! Minder romantisch mag er den Bewohnern vorkommen, die, ihren Geschäften nachgehend, mitten in der Stadt zu solcher Bergsteigung gezwungen werden. Wie ein „bemoostes Haupt" überragt die Burg auf ihrem Felsen das gemüthliche Nürnberg; auch hier mittelalterliche Erinnerungen auf Wegen und auf Stegen, mehr schreckliche als künstlerische, während die Aussicht auf die Stadt, in viele Gärten und Spaziergänge und in die Gegend von Bamberg hin voll Lieblichkeit ist. Mir insbesondere wurde hier der Wunsch lebendig, das Versprechen, das ich meinem Reisegefährten gab, ihn auf seinem Gute in Franken zu besuchen, auch gewiß zu erfüllen.

Nürnberger Spielwaaren sind nicht minder nach meinem Geschmack, als Nürnberger Lebkuchen. Mit Hoffmannisch phantastischer An-

schauungsweise läßt sich da manche curiose Komödie erdenken, zwischen possirlichen Nußknackern und zierlichen Nadelbüchsen. Geht man mit historischem Forschergeist an die Betrachtung, so erfährt man, daß manche dieser hölzernen Gruppen und Figuren aus alten Volksgeschichten stammt, schalkhafter oder belehrender Art, und so alt, daß sie halb wieder vergessen sind. So sah ich ein keifendes Ehepaar dargestellt, und erkennbar genug war durch künstlichen Mechanismus angedeutet, daß der Mann brummte und schrie, während die Frau, ob zwar zornig — aller Erfahrung zuwider — doch stumm sich verhielt. Es heißt nämlich, daß einst eine Frau sich beim Herrn Pfarrer beklagte, wie vielen Zank sie mit ihrem Manne habe, und natürlich wäre immer er es, der den Streit beginne. Der kluge geistliche Herr gab ihr ein Fläschchen, sagte ihr, daß es geweihtes Wasser enthalte und rieth ihr, so oft der Zank anfange, mit einem Schluck davon den Mund voll zu nehmen, so lange, bis wieder Ruhe hergestellt

sei. Das half nun in der That, des Streites wurde immer weniger und als das Fläschchen geleert war und die Frau es unter vielen Danksagungen wieder füllen lassen wollte, sagte der Pfarrer: „Liebe Frau, solches Wasser könnt Ihr aus Eurem eigenen Brunnen schöpfen." — Da aber solche Weisheit nicht Jede aus ihrem eigenen Vorrath schöpft, sollte diese Nürnberger Spielerei nicht zu den Larenbildern manches Ehetempels gestellt werden?

II.

Wie ein Dieb heimlich und bei Nacht überfiel ich das schöne Schwaben, ihm seine Eigenthümlichkeit abzustehlen und manchen Genuß zu rauben. Im Cabriolet des Eilwagens schläft es sich gut, denn es ist auch vorne mit Fenstern geschlossen, und der hochsitzende Postillon ersetzt mit seinen schweren niederbaumelnden Courierstiefeln die verdunkelnden Vorhänge; dazu dieser gemüthliche Landregen, der sich es mit

langandauernder Behaglichkeit so breit und bequem macht, gar nicht im Stande zu begreifen, daß er Einem zuletzt unangenehm werden könnte; er rauscht wie ein einschläferndes Wiegenlied. Der Mond schien, die vier Pferde trotteten unhörbar auf der erweichten Straße, die schlummernden Dörfer regten sich nicht, außer wenn der Postillon sie wach blies, die Wechselpferde zu bereiten. Es war die langentbehrte und bald ganz verschwindende, die vielgeschmähte und vielgepriesene Poesie des alten Reisens.

Der Morgen graute, die Frühstücksstation war erreicht und ich wußte noch nicht, ob ich die bairische Grenze bereits überschritten und mich im württembergischen Schwaben befinde. Als ich aber die hölzerne Treppe des Einkehrhauses hinaufstieg, kamen mir die Weiber in jener Bauerntracht entgegen, wie sie auf den Holzschnitten zu den Schwäbischen Volksgeschichten zu schauen ist, und das war mir ein anheimelndes Erkennungszeichen, ein gemüthlicher Willkommsgruß; fast nahm ich es wie

eine Bürgschaft, daß manches Schöne noch, was ich nur als Bild meiner Phantasie gesehen, leibhaftig durch mein Leben gehen werde. Um zu wissen, wo ich bin, hätte es nun gar nicht mehr bedurft, daß die Wirthin fragte, ob sie „Blechwerk" oder „Mitschele" zum Caffee bringen solle, ich bestellte beide unbekannte Größen, um nicht gleich bei der Ankunft in dem schönen Lande irgend einem Geschöpf desselben magenschreiendes Unrecht zu thun.

Munter ging's nun nach Süssen, wo ich zum ersten Male die von Ulm kommende württembergische Staatseisenbahn bestieg. An schönen, kleinen Städtchen vorüber, Göppingen, Plochingen, gelangt man nach Eßlingen, wo eine berühmte Maschinenfabrik die meisten Lokomotive und Dampfboote des Landes erzeugt. Nun thut sich das von Reben dicht bekränzte Nekarthal in seiner ganzen Fülle auf. Man ist in Schwaben und mein erster Schwabenstreich war, daß ich zwei Stationen vor Stuttgart, in dem Dorfe Unter-Türkheim Halt machte, das einem

viel getrunkenen Wein Württembergs seinen Namen gibt und so reizend gelegen ist, daß ich bald an das ganze übrige Schwaben sammt der Hauptstadt vergessen hätte.

Vom Fenster des Ankerwirthes aus, der sein stattliches Haus an die Grenze der Landstraße hinstellte, übersieht man ein herrliches Stück Land. Links thürmen sich die reichbepflanzten hohen Weinberge auf, und scheinen bis an die Bergkette der „Alb" zu reichen, die das Thal einschließt und seinen Hintergrund bildet. Gerade vor uns streckt sich die breite bequeme Landstraße aus, die zunächst nach Ober-Türkheim führt und fast nur von behäbigen Bauersleuten in ihrem „Wägele" belebt wird. Ihr zur Seite nur durch Obstbäume getrennt, zischt und brauset die Eisenbahn und diese begleitet wieder der grüne Nekar, der hier die äußerste Grenze seiner Freiheit erreicht hat, denn weiter unten beginnt er schon Schiffe zu tragen. An seinem linken Ufer lugen anmuthige Dörfer aus dem Grün, Wangen, Gais-

burg u. s. w., in deren einem der beliebte Verfasser des „geheimen Agenten" seine Villegiatur hat.

Wer wollte sich sobald von hier losreißen! Und sollte das Fenster des Ankerwirthes nicht genügen, Alles zu überschauen, so ist man mit sehr geringer Mühe auf dem Rothenberg, von dem aus sich dieselbe Aussicht noch schöner rundet. Da steht man auf der Stelle, die bis vor zwanzig Jahren die Stammburg des Fürstenhauses von Württemberg trug. Wo damals noch ihre Ruinen standen, erhebt sich eine griechische Capelle, das Grabdenkmal der verstorbenen Gemalin des Königs. Grünes, schönes Land liegt vor den Augen und dem Pilger aus Oesterreich hält es überall Blumensträuße der Erinnerung entgegen an heimatliche Landschaften, wie ihn in der Zutraulichkeit der Menschen hier auch ein verwandtes Gemüth begrüßt. Lange wäre ich von Unter-Türkheim nicht weggekommen, hätte mich der Zufall nicht auf den Rücken genommen, um mich gewaltsam fortzubringen.

Ich stand eines Vormittags am Wächterhäuschen der Eisenbahn, als der Zug eben hielt. Mit einem lautschallenden Gruße wurde ich aus einem der Waggons angerufen; es war mein früherer Reisegenosse, der junge Gutsbesitzer aus Franken. Ich mußte sogleich mit ihm nach Kanstatt fahren, wo seine Frau das Bad gebrauchte, und in sieben Minuten brachte uns die Bahn an das Ziel; Kanstatt ist die einzige Station zwischen Unter-Türkheim und Stuttgart. So war ich denn plötzlich aus tiefer ländlicher Einsamkeit in den glänzenden Wirrwarr eines modernen Badelebens versetzt. Zum Glück weiß Kanstatt (auch Canstadt geschrieben) beides mit einander zu vereinen, und indem ich, was sich dort mit meinem Freunde, dem Gemal der Witwe, begab, für jetzt auf sich beruhen lasse, will ich nur des reizenden Ortes gedenken, lachend umblüht von Wiesen, Wein und Obst.

An der Stadt selbst ist nun freilich nicht viel zu sehen, sie ist ein echtes Landstädtchen, ein aus Häusern wie aus steinernen Flanell-

jacken zusammengesetzter Philister. Nur die Schlafmütze hat man ihm abgezogen und sein Haupt dafür durch einen Kranz schöner Anlagen und Spaziergänge verherrlicht, die sich an die von Säulen getragene und von Galerien eingefaßte Brunnenhalle schließen. Hat man den höchsten Punkt erreicht, so steht man an der schönsten Stelle des Nekarthales und begreift wohl, wie dieses Thal eine eigene Dichterschule, um es zu preisen, hervorrufen mußte. Was je ein der Idylle zugeneigtes Gemüth vom Reiz der Dörfer träumte, liegt lebendig an den Ufern des Nekar, wie er sich bei Kanstatt schauen läßt. Die Dörfer nehmen durch ihre auf Hügeln ruhenden Kirchen mitten im protestantischen Lande den eigenthümlichen Zauber katholischen Friedens an, wie denn auch manche vereinzelt stehende Capelle, noch aus der Zeit vor der Reformation stammend, ihr Recht des Daseins behauptet. Man braucht nicht empfindsam zu sein, um, wenn man die Gegend von Kanstatt überschaut, in ihrer sonnigen Ruhe zu glauben,

die Prinzessin Glück schlummere verzaubert in einem dieser Dörfer und es gälte nur, den rechten Augenblick nicht zu versäumen, um sie zu erlösen und heimzuführen. Ist das ewige Suchen nach dem Glück doch ein solches Rittermärchen, das jedes Geschlecht dem andern lebendig überliefert und dessen wirkliches Gelingen zu keiner Zeit bezweifelt wurde, ob es auch noch niemal eine Wahrheit geworden sein soll.

Eine Spezialgeschichte Württembergs belehrt uns, daß man oft und noch gegen Ende des 17. Jahrhunderts daran dachte, statt des viel ungünstiger gelegenen Stuttgart, das reizende Kanstatt zur Hauptstadt des Landes zu machen. Auch will uns Stuttgart, von Kanstatt aus gesehen, besser gefallen, als wenn wir es mit dem Fuße betreten. Wir erblicken von hier aus den Rosenstein, das königliche Lustschloß, unter welchem die Eisenbahn ihren mächtigen Tunnel hat. Der Rosenstein ist der Endepunkt des königlichen Parkes, der bis an das Schloß von Stuttgart reicht, und statt der Lokomotive kann

uns dieser Spaziergang zwischen Bäumen und herrlichen Marmorstatuen in die Hauptstadt bringen. Dem Sinne der Romantik entspricht hier besser als das neue — das „alte" Schloß, von den Herzogen Württembergs bewohnt, und welche historische Erinnerung man dabei auch immer hege, wenn man ein deutscher Poet ist, wird die an den Herzog Carl von Württemberg überwiegen, und die rechte Stimmung gefunden sein, das Denkmal Schiller's aufzusuchen.

Und nahe genug dem alten Schlosse, das dem Platze einst den Namen gab, der nun als historische Ausgleichung den des Dichters trägt, erhebt sich die Statue desselben, einfach, schön und erhaben zugleich, eines von den vielen Denkmälern, die sich der Bildner selbst gesetzt, Thorwaldsen. Das gesenkte Haupt, der Erinnerung an die Persönlichkeit Schiller's entsprechend, ist auch dem Geiste gemäß, der in erdentrückten Sphären schwebend, doch auf das irdische Wohl und Weh des Menschenherzens stets einen treuen Blick gerichtet hielt. Man

hat über das Denkmalfieber, wie es vor etwa einem Jahrzehend in Deutschland herrschte, viel gespöttelt und bemerkt, wie überflüssig es wäre, Männer, die durch ihre Werke in der Nation fortleben, durch Statuen zu verewigen. Allein es ist trostreich, wenn mitten im materiellen Handel und Wandel des alltäglichen Lebens eine hohe Gestalt sichtbar wird, als Mahnung, daß am Ende doch nur für den Geist und durch den Geist das Rechte gewirkt und geschaffen werde. Und fühlt man sich ein Fremder im fremden deutschen Lande, wie erquickt ein Denkmal, das zugleich ein Monument untilgbarer Einheit und unlöslicher Verwandtschaft ist! Aus welchem Theile Deutschlands man komme, man sieht in Schiller den Landsmann verherrlicht und fühlt sich nicht mehr fremd.

Nun haben wir beinahe das Beste von Stuttgart gesehen, wenn wir nicht die Berge dazu rechnen wollen, die überaus freundlich von vielen Seiten hineingucken auf die vornehmsten Straßen und Plätze der Stadt, als wollten sie

sagen, es soll euch in Schwaben nicht gelingen, aus treuherziger Ländlichkeit herauszukommen und unheimlich Großstädtisches dafür an die Stelle zu setzen. Vom eigentlichen Leben der kleinen Hauptstadt ist freilich um diese Zeit nicht zu sprechen, denn der Sommer hat Alles so verödet und mit Stille bedeckt, daß sogar das einzige Theater Stuttgarts den Riegel vor die Thüre schob, damit man glaube, es werde bis zum ersten September Niemand hineingelassen, während man früher der Meinung war, es gehe Niemand hinein. Es soll übrigens, wie von competenten Stimmen zu vernehmen ist, eine in Leitung und Leistung vortreffliche Anstalt sein, die durch reichen Zuschuß des Hofes in den Stand gesetzt wird, Alles was die anspruchsvolle Zeit verlangt, den Bewohnern zu bieten. Diese sind in künstlerischer, besonders aber in literarischer Beziehung tiefer gebildet, als manche nordische Hauptstadt, die sich in dieser Beziehung des Besten rühmt, anzunehmen geneigt wäre.

Wenn sich aber nun auch im Sommer ein wirklich großstädtisches Leben nirgends leicht ergibt, so sind doch die Orte, an welchen für das Raffinement materiellen Genusses gesorgt wird, auch im Sommer untrügliche Kennzeichen, ob eine Stadt so zu sagen ein großes Haus führt. Wer nun mit einem von Prachtresidenzen wie Wien und Berlin verwöhnten Geschmack hierherkömmt, der lernt in Hotels und Restaurationen, Cafés und Boutiquen die Tugend der Bescheidenheit kennen. Daß aber der auf Vergnügen gerichtete Sinn der Stadtbewohner ein vorwiegend literarischer ist, beweiset die bei alledem prachtvolle Einrichtung der Leseanstalt „Museum". Sie gedeiht schon seit 1796, obgleich sie nicht die einzige am Orte ist, und zählt nicht nur ein großes Haus, sondern auch einen Garten vor der Stadt, „die Silberburg", zu ihrem Besitz, wo sich die Mitglieder häufig zu Musik und geselliger Unterhaltung versammeln. In den Lesezimmern fehlte keine einzige nennenswerthe politische und belletristische Zei-

tung, und die Bibliothek ist im Laufe der Jahre zu einer seltenen Vollständigkeit angewachsen. Die größte Liberalität herrscht in Bezug auf Fremde, welchen von einem Mitglied eingeführt, ein vierwöchentlicher Gratisbesuch der Anstalt offen steht.

Aber während einer Sommerreise in Schwaben wiegt ein blühendes Zweiglein am Wege den ganzen deutschen Bücherwald, gewiß aber das Zeitungsgestrüpp auf, und so verlasse ich denn Stuttgart, trotz seiner schönen Königsstraße ohne Bedauern, wenn es mir auf meinen Fahrten nicht mehr begegnen sollte.

III.

Als ich nach der Besichtigung Stuttgarts wieder in Kanstatt eintraf, war mir in dem niedlichen Hause meines auf der Reise gewonnenen Freundes eine Wohnung bereitet. Ich fand ihn auf der Terrasse, die vom Salon sich in den Garten niederließ, und er sprach eben das vorüberhuschende Stubenmädchen seiner

Frau mit den Worten an: „Nun Louise, macht mein Konrad keine Fortschritte bei Ihnen? Ich dachte, wenn ich von Italien zurückkomme, finde ich ein Paar. Wozu habe ich ihn zu Hause gelassen?“

„Ich danke für die gnädige Nachfrage,“ erwiederte sie etwas schnippisch, „aber ich kann Paul, der bei unserem seligen Herrn diente, nicht so geschwind vergessen.“

Sie entfernte sich, als sie mich erblickte, und der Baron kam auf mich zu. „Sie haben gehört,“ sagte er, „und es ist ergötzlich, wie die Dienerin die Manieren ihrer Herrschaft auch in solchen Dingen nachahmt. Sie hätte den Menschen heiraten sollen, er ist mit seinem Herrn verschwunden, und sie macht es nun ganz wie ihre Gebieterin. Kommen Sie, ich will Sie vorstellen.“

Ich fand eine allerliebste junge Frau, etwas empfindsam und thränenselig, aber wie es sich eben bei solchen Naturen trifft, wechselnden Stimmungen unterworfen. Ihre Bildung war

von der Art, wie sie sich aus den Büchern ziehen läßt, die man in Goldschnitt zu binden pflegt, dabei war sie durch mannigfachen Verkehr mit der großen Welt gewandt genug, ihre natürlichen Anlagen zur Geltung zu bringen. Wir verbrachten einen angenehmen Nachmittag, und da sich der Abend kühl und regnerisch anließ, so improvisirten wir einen winterlichen Theetisch im Salon. Es waren schon mehrere Stunden bei der Lampe vergangen, ohne daß die Traulichkeit unserer Unterhaltung sie gezählt hätte, als plötzlich die Thüre aufflog und Louise, das Stubenmädchen, mit der Miene der höchsten Ueberraschung hereinstürzte.

„Gnädige Frau! gnädige Frau! Er ist da! er ist wieder da!"

„Wer?" rief die Baronin, über diese plötzliche Unterbrechung ganz erschrocken.

„Paul, der Kammerdiener des seeligen Herrn, mein Bräutigam, Paul!"

Es wäre schwer, die Art der Aufregung zu bezeichnen, die an den Zügen der schönen

Frau spielte. Sie gebot ihn vorzulassen, und wandte sich dann zu ihrem Gemal mit den Worten: „Welch' unverhofftes Glück! Ich werde also über die letzten Lebensstunden des geliebten Mannes die Nachrichten vernehmen, die meinem Herzen schon so lange Bedürfniß sind und die Sie vergebens in Italien einzuholen suchten."

Der Angeredete schwieg und ich erhob mich, um mich nicht in Familien-Enthüllungen einzudrängen. Als ich die Thüre verließ, trat durch dieselbe zu meinem nicht geringen Erstaunen derselbe verschmitzte Mensch, der den Baron auf seiner Reise mit mir begleitete. Spätern Mittheilungen verdanke ich die Kenntniß dessen, was sich nachfolgend begab.

Paul redete die Baronin mit dem Namen ihres frühern Gemals an und bestand darauf, daß der Baron als ein Fremder, die Erzählung, die er vorzubringen habe, nicht anhören dürfe. Als ihm die Baronin ihr Verhältniß zu dem vermeintlichen Fremden kund gethan hatte, brach Paul in ein Jammergeschrei aus und behauptete,

daß er nun gar nichts mehr sagen könne. Nach vielen Bitten erklärte er endlich, er müsse denn das Haus mit Trauer erfüllen, dem er die höchste Freudenbotschaft zu bringen gedachte; der erste Mann der Baronin lebe noch!

Die Dame fiel gebührend in Ohnmacht, aber die Gewalt des von gemischten Empfindungen begleiteten Schreckens selbst brachte sie bald wieder zu sich, und Paul berichtete nun, daß die etwa gerichtlich erhobenen Zeugnisse vom Tode ihres Gatten falsch seien, daß er und sein Herr zwar beide als todt von den Räubern weggeschleppt worden wären, aber in's Leben zurückgebracht und erst nach mehr als einem Jahre vollständig geheilt mit ihnen in den Gebirgen Calabriens seit damals herumgezogen seien. Erst spät wäre es seinem Herrn gelungen, dem Hauptmanne der Bande begreiflich zu machen, welch' großes Lösegeld er von seinem Gefangenen ziehen könne, wenn er dessen Familie in Deutschland dafür in Anspruch nehmen wollte.

„Die Kerle," erzählte Paul, „die eben soviel von Deutschland wußten, wie von den Wirthshäusern im Monde, brauchten lange, bevor sie die Sache ernsthaft bedachten. Meine Treue für den Herrn, von der sie tägliche Beispiele hatten, gab ihnen endlich den Gedanken, mich auf den Weg zu schicken. Sie wußten, daß ich sie nicht an die Gendarmen verrathen werde, vor Allem, weil es nichts genutzt hätte und dann weil es das Verderben meines Herrn wäre. Sie ließen ihn den Brief an Sie schreiben mit der Forderung, die sie stellten, ich bestimmte ein Jahr als Termin meiner Rückkehr, sechs Monate sind um, es gilt jetzt die Sache ernsthaft in die Hand zu nehmen."

Paul übergab den Brief, und die Dame erschrak nicht wenig über die ungeheure Summe, welche zur Befreiung ihres ersten Gatten gefordert wurde. Sie übergab indeß den Kammerdiener, der von den Reisestrapazen sehr mitgenommen schien, der Obhut Louisens und blieb mit dem

Baron allein. Dieser sah schweigend zu, wie sie die Hände ringend auf und nieder ging.

„Wenn ich all' mein Besitzthum zu Geld mache," rief sie endlich, „so beträgt es noch nicht ein Dritttheil der geforderten Summe."

„Beruhigen Sie sich, gnädige Frau," sagte der Baron, indem er jetzt schon das eheliche Du aufgab, aber mit dem Tone eines Freundes, „beruhigen Sie sich; wenn ich mein Besitzthum dazu schlage, so wird es ausreichen."

„Wie, Sie wollten, Baron, Sie?" rief die Frau, im höchsten Grade betroffen.

„Warum nicht," versetzte er, „unsere Ehe wird natürlich vor den Gerichten als ungiltig erklärt werden, der Reiz meines Lebens ist damit hin, was nützten mir alle Mittel glücklich zu werden, wenn der Zweck nicht mehr zu erreichen ist! Sie wenigstens werden glücklich, werden mit dem Vielbeklagten wieder vereint sein, den ich nicht zu ersetzen vermochte."

In diesem Sinne sprach er lange, sie hörte ihm schweigend, aber mit hochklopfender Brust

zu, endlich brach sie in einen Thränenstrom aus. „Sie sind in fieberhafter Bewegung," sagte er, „geben Sie sich jetzt zur Ruhe, und da keine Zeit zu verlieren ist, so wollen wir morgen daran gehen, Alles zu ordnen."

Als Louise des andern Morgens an das Bett ihrer Gebieterin trat, that es dieser wohl, mit ihr, die, obgleich nur Kammermädchen, doch lange genug um sie war und den Todtgeglaubten kannte, ihre Lage zu besprechen.

„Ja, mein Kind," sagte sie zu ihr, „wir werden jetzt Abschied von einander nehmen müssen, mit Allem was ich habe, muß Alfred ausgelöset werden, und ich werde froh sein, wenn ich mich dann nicht um eine Stelle wie die Deine zu bewerben habe."

Louise seufzte. „Und dies Alles für einen Mann, der —"

„Ja," rief die Baronin heftig, „der so wild ist."

„Mit dem es so oft Streit gab," setzte Louise hinzu.

„Der mich so schrecklich quälte,“ weinte die Baronin.

„Der so viel krank,“ bemerkte schüchtern Louise, „ganz wie der elende Paul, der auch noch der alte ist.“

„Der so viel verschwendete,“ ergänzte die Baronin, „daß es jetzt seine Schuld ist, wenn meine Mittel nicht ausreichen ihn zu befreien, und der Baron, der edle, gute, sich opfern will.“

Er trat in diesem Augenblicke in's Zimmer, und winkte Louise sich zu entfernen. Einen Pack Papiere trug er unter dem Arm, Berechnungen des Werthes seiner Güter, die er während der Nacht entworfen zu haben angab; er legte sie vor. Die Baronin schob sie von sich und sagte: „Ich habe Alles überlegt, ich kann Ihren außerordentlichen Edelmuth nicht annehmen, ich habe kein Recht, Sie zu ruiniren.“

„Ich beschwöre Sie,“ rief der Baron, „thun Sie Ihre Pflicht, und diese gebietet, Alles zu ergreifen, um den Unglücklichen vor einem schrecklichen Loose zu bewahren, sein und Ihr Glück,

welches Sie niemals vergessen konnten, wieder herzustellen, während ich, wenn auch schuldlos und aus Liebe, so lange im unrechtmäßigen Besitz, mit dem Verlust meines Vermögens nur zu leicht büße, daß Sie mich nicht lieben konnten."

Die Baronin warf sich ihrem Gemal zu Füßen und rief schluchzend: „O, ich habe Niemand geliebt, als Sie und Sie allein! Ihn hasse und verachte ich, er war schlecht, verdorben, brutal, er hat mich mit jedem Wort mißhandelt, das er sprach, er quälte mich, wenn er kam, und wenn er ging. Leonard" — schrie sie und sprang auf — „ich nehme Ihr Opfer an. Ist es Pflicht ihn um jeden Preis zu befreien, gut, so sei es! Mich aber soll er nicht wiedersehen, lassen Sie mich mit Ihnen flüchten, nach Amerika, wohin Sie wollen. Leonard, liebst Du mich nicht mehr? habe ich Dir durch meine thörichten Launen, durch meinen Unverstand alle Neigung für mich geraubt?"

„Niemals, aber ich glaubte, weil nur er, und immer er —"

„O, nie wieder! Aber auch Du bist schuld daran, Du hast mich zu sehr geliebt, zu sehr verwöhnt, meinen Kaprizen zu viel nachgegeben. Ich hielt es für Schwäche, und verbarg unter einer lügenhaften Erinnerung, wenn ich Dich am meisten bewunderte und liebte. Deinem Lob gab ich seinen Namen. Also wir bleiben beisammen, was auch geschehe?"

Sie hielten sich umschlossen, als hätten sie sich jetzt zum ersten Male einander verlobt. Als der Taumel dieses Wiederfindens vorüber war, zog der Baron einen Brief aus der Tasche, den er, wie er sagte, erst diesen Morgen erhalten und in der Verwirrung der Ereignisse zu erbrechen vergessen habe. Er las ihn, machte ein höchst überraschtes Gesicht und theilte seiner Frau mit, daß ihm sein Freund, der Direktor der Sicherheitsbehörde in * melde, er möge sich vor dem ehemaligen Kammerdiener Alfreds von ** hüten, man habe ihn in Verdacht, daß er

mit einem gefälschten Briefe und unter betrügerischen Vorwänden eine bedeutende Summe herauslocken wolle.

„So ist Alfred wirklich todt!“ rief die Baronin und ließ es geschehen, daß ihr Gemal ein Trinkglas, auf welchem das Porträt des Verstorbenen prangte, zum Fenster hinauswarf.

„Aber,“ sagte sie, „wenn ich Alles überdenke, die zufällige Ankunft dieses Briefes, gerade im rechten Augenblicke, ja das Kommen dieses Kammerdieners selbst —“

„Den ich in Wien entdeckte,“ schaltete der Baron ein, „wo er sich herrenlos und zerlumpt umhertrieb.“

„So scheint mir,“ fuhr sie fort —

„Daß ich doch nicht so gut und edel bin,“ ergänzte der Baron; indem er sie in die Arme schloß, „sondern auch ein wenig ein Spitzbube.“

IV.

Eines schönen Morgens, den ich trotz seiner Schönheit sanft verschlafen hatte, weckte mich

in Untertürkheim ein kleines Sammthändchen, das mir über das Gesicht fuhr. Das zweijährige Kindchen des lieben Mannes, bei dem ich wohnte, stand an meinem Lager und sagte: „Andl (Onkel), kauf mir ein Schaferle.“ „Ja wie soll es denn aussehen?“ „Weiß und groß, so groß.“ Das Kind schleppte einen Stuhl herbei, kletterte hinauf und wiederholte: „so groß!“ Ich war indessen aufgestanden, hob das herzige Kind vom Stuhl herab, und sagte: „Und so soll es springen.“ Da begannen nun sehr wichtige Verhandlungen über Bravsein und Liebhaben, und als ich in dieser Beziehung die bereitwilligsten Betheuerungen empfangen hatte, fragte ich beim Frühstück meinen Wirth, wo ich in der That ein Schäfchen zu kaufen bekäme. „Das treffen Sie prächtig,“ erwiederte er lachend; „in Göppingen ist heute gerade Schafmarkt und da haben Sie die Auswahl unter vielen tausend Stücken, und das Leben und Treiben dort dürfte Ihnen obendrein viel Vergnügen machen.“

Die Eisenbahn stets vor der Thüre zu haben, wie einen eingespannten Wagen, so daß man blos die Treppe hinunter zu gehen braucht, um sie zu benützen, ist eine beneidenswerthe Einrichtung. Da laufen die Lokomotive den ganzen Tag das schöne Nekarthal hinauf und hinab und haben in der Welt nichts anderes zu thun, die glücklichen, als schwäbische Fahrten zu machen. Bald hatte mich eine im Gefolge und eilte mit mir den Nekar hinauf über Eßlingen, Plochingen u. s. w., bis sie mich in Göppingen wieder abschüttelte. Weinberge zur Rechten und Obstwälder zur Linken, saust man dahin, ein moderner Tantalus, dessen Augen sich aber immerhin mit dem Genuß begnügen dürfen, der den Lippen versagt ist. Es ist ein volles, reiches, üppiges Land, das weder die Schweiz noch Italien lügen will, wie die im Norden Deutschlands zuweilen künstlich aufgeputzten Gegenden. Das Grün der Vegetation ist frisch und tief gesättigt, und leidet an keiner nervösen Blässe, die Berge der „Alb" sind keine

einsamen, finstern Misanthropen, denen sich ein wüster Felsenalp auf die Brust legt, sondern lustig und von allen Seiten zugänglich, und sie gingen gerne in's Wirthshaus, wenn sie zur Thüre hinein könnten. Ueberall wächst und blüht Einem die gesunde, derbe Hausmannskost deutscher Naturschönheit in's Gemüth. „Schöne Häsle, schöne Füchsle, die springen im Wald, im Sommer ist's lieblich, im Winter ist's kalt.“

So singt man hier, und nirgends als vielleicht in Schwaben herrscht ein so inniger, poetisch belebter Verkehr des gemeinen Mannes mit der Natur. Kinderreime und Volkssagen geben dem Gras und der Beere, dem Vogel und dem Hirsch ihre persönliche Bedeutung. Gesang und Ruf jedes einzelnen Vogels beinahe bekömmt seine besondere Auslegung, man versteht, was der Kukuk sagt und die Blaumeise, die Lerche und der Fink, die Schwalbe, das Rothkehlchen, die Wachtel. Wenn der Spatz sein „Zwillich, Zwillich!“ ruft, so erzählt man im Schwarzwald, wie sich ein Bauer erzürnte,

der zur Stadt ging, um sich einen Tuchrock zu kaufen. Er sagte immer dem Spatzen, es solle kein Zwillichkittel sein, aber der kehrte sich nicht daran und rief immer fort: „Zwillich, Zwillich!“ In der Stadt nun verspielte der Bauer sein Geld und seinen Kittel dazu. Und als er Abends heimging und der Spatz ihm wieder sein „Zwillich, Zwillich!“ zurief, da mußte er ganz kleinlaut sagen: „Ja, hätt' ich nun meinen Zwillichkittel noch!“

Der Leser mag nun entscheiden, ob unter solchen Gedanken der Weg nach Göppingen lang oder kurz ist. Ich will ihn nicht länger aufhalten. Wenn er bei dem freundlichen Städtchen abzusteigen Lust hat, da wird er von allen Seiten den „Apostel“ empfehlen hören, ein Wirthshaus, von dem doch in keinem Reisehandbuch etwas zu lesen ist, wo man vielmehr den „Pflug“, das „Kreuz“ u. s. w. genannt findet. Ich fühle mich veranlaßt, diese Ungerechtigkeit gut zu machen, aus Dankbarkeit, denn ich habe im „Apostel“ die ersten „Spätzle“ ge-

gessen, eine schwäbische Mehlspeise, deren Erwähnung mitten in der Poesie des Naturgenusses Niemand zu prosaisch finden wird, der sie jemals gekostet hat, — nicht die Erwähnung, sondern die Mehlspeise, denn sie erhebt sich an Wohlgeschmack 1200 Fuß über der Fläche der bairischen Dampfnudeln, und wenn sie ihre ausgekochteste Vollendung erreicht hat, kann sie — ich bekenne es mit einem patriotischen Seufzer — selbst unsern heimatlichen „Schmarn", und hätte er auch in Gaden das Licht der Welt erblickt, dahin bringen, Zucker auf sein Haupt zu streuen. Man mag Europa in seinen vorzüglichsten Nationalspeisen durchgeschmeckt haben, und man wird an „Spätzle" noch immer etwas finden, das sich nicht beschreiben, sondern blos essen läßt, etwas Gemüthliches, Urgermanisches und doch eigentlich Dorfgeschichtliches, welches wohl verdiente, von einem Murray oder Baron Vaerst in die Literatur der Küche aufgenommen zu werden. Genug davon, wenn man überhaupt davon genug haben kann.

Ich begab mich auf den Markt, wo reges Leben herrschte. Zwischen zwei Reihen von Hürden, die vollgepropft waren mit Schafen von verschiedener Zucht und Pflege, blieb eine lange, schmale Gasse für die Käufer und Verkäufer offen. Die ersteren waren größtentheils „Metzgerle" und unterschieden sich schon durch ihre mehr städtische Tracht von den letzteren, die fast durchaus Bauern aus der nähern und fernern Umgebung waren. Eng zusammengedrängt standen die Schafe, und ihr wehmüthiges Meckern schien trübe Bemerkungen auszudrücken über die Ungewißheit ihrer Schicksale, wenn sie es nicht vorzogen, in unaufhörlich phlegmatischem Wiederkäuen besserer Tage zu gedenken. Es sind im Grunde unendlich dumme Thiere, und wenn man sie in so großer Anzahl genau betrachtet, so lernt man die wesentliche Bedeutung eines Schafkopfs kennen und schämt sich noch nachträglich darüber, daß man in der Schule zuweilen von einem ungeduldigen Lehrer gegen

alle Regeln der Naturgeschichte damit verglichen werden konnte.

Man macht hier wieder die Bemerkung, daß die Menschen etwas von dem Charakter der Thiere annehmen, mit welchen sie sich vorzugsweise zu beschäftigen haben. Die Schäfer, die jetzt vor den Hürden standen, nachdem sie ihre Herden hierher getrieben hatten, während der müde Hund zu ihren Füßen ausruhte, zeigten alle ein so sanftes, stillbegnügtes Gesicht, daß jeder Einzelne in seiner Blouse, den mächtig langen, oben gekrümmten Schäferstab in der Hand, einem Maler als Modell des Bildes „zum guten Hirten“ hätte dienen können. Sie hörten mehr neugierig als theilnahmsvoll dem Handeln und Feilschen über ihre Schützlinge zu, denn es durfte ihnen sehr gleichgiltig sein, was geschieht. Desto mehr Leben und Leidenschaft verriethen die Physiognomien der Umherstehenden. Da war der verschmitzte Händler zu sehen, der nicht müde wurde, die Hand hundert Mal zum Einschlagen und folglich zum Abschluß vergebens

hinzustrecken, mehr humoristisch, als ungeduldig rufend: „Bist noch nicht weich? Und's hat die ganze Nacht geregnet!" Der Käufer hält die Hand stoisch und nicht ohne Zwang in der Tasche, denn er scheint große Lust zu haben, das Geschäft zu machen, sieht aber aufmerksam seinem Knecht zu, der in der Hürde steht, den Schafen die Augenlider aufreißt, ihre Zähne prüft und die Klauen untersucht, ob sie auch wirklich so gesund sind, wie das vom Oberamt mitgebrachte Zeugniß besagt, das der Schäfer in der Hand hält. „Die laufen besser als der Herr Lokomotivle," schreit der verkaufende Bauer und die scheinbar müßig Herumstehenden lachen laut. Scheinbar müßig, denn unter der angenommenen Gleichgiltigkeit verbirgt sich zuweilen das Interesse des Zwischenhändlers oder sonst am Geschäfte Betheiligten. Solche, die wirklich nichts dabei zu thun haben, sind selten, wenn man auch nicht Jedem, der so ruhig und gemüthlich aus seinem Ulmer dampft, den Zweck seiner Anwesenheit abmerken kann; viele Schicksale, wobei es sich manchmal

um Haus und Hof handelt, gehen hier ihrer Entscheidung entgegen. Beschäftigt sind sogar die Kinder, sie tragen auf einem Teller flüssigen Zinnober umher, in welchen der Käufer seinen Stempel taucht und ihn dann den gekauften Thieren in's Genick drückt.

Jetzt verlassen Viele, die einem Handel zuhörten, ihren Posten an der Hürde und drängen sich nach einer andern Gegend, wo eine mächtige Gestalt sichtbar wird. „Der Bauernkönig," heißt er hier und dort, und man findet den Ausdruck gerechtfertigt, wenn man den gewaltigen Mann sieht, gekleidet wie die übrigen Bauern, nur daß der Rock von Sammt ist und stattlich anzuschauen, so wie der Dreispitz, hier zuweilen auch „die dreifache Versicherung" genannt, der sich oft komisch ausnimmt, seinem Kopf eine besondere Würde gibt. Er lacht schallend wie über einen nie dagewesenen Witz und als ob er es zum ersten Male hörte, wenn ihn ein Vertrauter mit „Bauernkönig" anruft, und obwohl er dabei droht und unwillig thun will, scheint's

ihm doch nicht zu mißfallen, so wenig wie der Respect, mit dem die Uebrigen sein Gefolge bilden und auf seine Rede lauschen. Seinen Beinamen und die Ehrfurcht, die ihm gezollt wird, verdankt er jedoch nicht seiner königlichen Gestalt, sondern dem Umstande, der auf dem Lande eben so viel gilt, als in der Stadt: daß er der Reichste auf viele Meilen in der Runde ist. Er hat das schönste Vieh zu Markte gebracht, worunter das „Spanische“ mit der edlen Wolle. Dies ist schon am Morgen an Mann gebracht worden, während er über das zum Schlachten bestimmte so eben handeleins wurde, siebzehn Gulden das Paar. In der Hürde steht schon der Metzger, drückt seinen Stempel in rother Farbe den Schafen auf, wobei er sie noch einmal zählt, dann wird die Planke geöffnet und die aus dem Pferch erlösten Thiere setzen mit einem Sprung in's Freie. Schon bellt sie der Hund zusammen, die Knechte folgen; der Metzger ist aus Straßburg gekommen und so weit hin werden die Schafe getrieben, denn sie fressen,

indem sie fortwährend gehen, und kommen unglaublich schnell vorwärts.

Der „Bauernkönig", der seine Geschäfte erledigt hat, darf sich jetzt wohl seinen Schoppen gönnen, und es lohnt die Mühe, ihm in's Wirthshaus zu folgen; es ist nicht der „Apostel" und überhaupt keines von den feinen, wohin die Honoratioren der Stadt kommen, und wo er sich trotz seines stattlichen Ansehens nicht recht zu Hause fühlen würde. In der echten Bauernschenke sitzt er, von Vielen, wie von einem Hofstaat umgeben, und trinkt einige Schoppen und ißt eine Wurst und gleich darauf beginnt erst das eigentliche Mittagsessen. Da kann er bis in die Nacht sitzen und trinken, ohne daß man's ihm viel anmerken wird, höchstens daß wir, wenn er allmälig gesprächiger wird, uns über seine Verhältnisse unterrichten können. Wie ist es doppelt betrübend, bei diesen der Natur so viel näher stehenden Menschen in manchen Dingen die Unnatur unserer civilisirten Geschöpfe wieder zu finden. Reich vom Hause aus hat er

eine Alte geheiratet, die er nicht recht mochte, blos um noch einmal so viel Geld im Kasten zu haben. Sie brachte ihm keine Kinder. Er kann nichts thun, als durch Arbeit in seiner Wirthschaft auf die Vermehrung eines Reichthums bedacht zu sein, der doch ungenossen bleibt, und wenn ihn später die Brüder erben, doch jetzt seinem Besitzer den Werth des Lebens nur wenig erhöht. Sein Anwesen liegt vereinzelt im Walde, und wenn der Winter kömmt, die ländlichen Beschäftigungen ruhen, dann facht auch kein häusliches Glück seine Lebensfreude zu hellern Funken an, und ein Uebel, das wir blos am wüsten Genuß des reichen Städters haften glauben, dehnt sich breit aus in der einsamen Waldhütte: die Langeweile. Grausam öde Winterabende machen den reichen kinderlosen Bauer, der keinen richtigen Zweck weiß für die Fülle seiner Mittel, für die Arbeit seines Lebens, ärmer als seinen Knecht, dem er, wenn er es ohne Scham thun könnte, gern irgend eine niedere Verrichtung aus der Hand nehmen würde.

Die armen Leute auf dem Lande leben keine so glückseligen Idyllen, als man zuweilen im Roman lesen kann, das weiß Jeder; aber auch die Sorglosigkeit des Reichthums verhilft nicht zum Genuß des stillen, ländlichen Lebensfriedens. Dazu gehört, daß man ausgezogen sei und wieder heimkehre, daß die Stürme der Welt über unser Haupt dahingegangen seien und nichts unerschüttert ließen, als unsere innere Verwandtschaft mit Gott und der Natur, die dann auch unser Ersatz und unser Heil bleibt. Man muß der Natur erst entfremdet worden sein, eh' ihr Hauch beglückend in unsere Brust dringen kann.

So fand ich denn in der Bauernschenke den Werth der Bildung wieder, die es in neuerer Zeit beinahe Mode geworden ist, zu unterschätzen und geringer anzuschlagen, als die sogenannte ländliche Einfalt. Und auch nur von ihrem Standpunkt aus konnte mir ein Naturgenuß zugänglich werden, wie er mir in Göppingen noch bevorstand. Es zieht sich von diesem Orte zwischen dem Gold der Aehrenfelder und der Nacht des

Waldes eine Straße hin, auf der man nach einer Fahrt von etwa einer Stunde, zu welcher der erste beste Bauer sein „Wägele“ vermiethet, ein Dorf erreicht, das einen gewaltigen Namen deutscher Geschichte führt: Hohenstaufen.

Diesen Namen führt es, weil es zu Füßen des Berges liegt, der wohl der interessanteste der „Alb“ ist, denn auf seiner Spitze stand einst die Burg der Hohenstaufischen Kaiser. In der Kirche des Dorfes sieht man auch noch ein Bild des Friedrich Barbarossa. Die historischen Erinnerungen können es jedoch um so weniger sein, die hieher verlocken, als von der alten Stammburg auf der kahlen Spitze des Berges nichts mehr zu schauen ist. Eine Anpflanzung junger Bäume leitet uns zum Gipfel empor; sie sind dem Hohenstaufenverein zu verdanken, der sich bereits vor zwanzig Jahren auf Anregung des Pfarrers von Dorf Hohenstaufen in Stuttgart bildete und zu seinem Zweck die Wiederherstellung der wenigen historischen Reste aus der Zeit jenes Kaisergeschlechtes hat.

Schwaben ist eben nicht übervölkert von Touristen, es dient nicht so sehr zur herkömmlichen Ablagerung europäischer Reisegelüste wie der Rhein, die Schweiz u. s. w. Das hat den Vortheil, daß an seinen sehenswürdigen Punkten nicht ein gelderpressender Führer lauert und lungert, um überkommene und veraltete Erklärungen abzuleiern; man wird vielmehr zur lohnenden Mühe herausgefordert, eigene Entdeckungen zu machen. Diese sind in Hohenstaufen grade nicht sehr schwierig; die dicke Wirthin, die den vom oder zum Schafmarkt Durchziehenden das Bier von zweifelhaftem Geschmack credenzt, braucht blos den Arm auszustrecken und wir wissen den Weg. Ich war kaum hundert Schritte aufwärts gegangen, und schon überkam mich ein Gefühl unsäglicher Einsamkeit, nicht blos wegen der eigenthümlichen Stille, die da herrscht, sondern mehr noch, weil, was man von Werken der Menschenhände erblickt, nur als die Spur eines schon hingegangenen Lebens erscheint. Eine Ziegelhütte, in der, wie ich glaube, nichts mehr ge=

brannt wird, liegt so aufgegeben zwischen den Kalksteinfelsen, als wäre sie in eiligem Schrecken verlassen worden. Und Schreckhaftes hat der Blick von hier aus hinunter, als sollte dadurch die lachende Freundlichkeit, die auf dem Gipfel thront, zu einer Ueberraschung gemacht werden. Das Gefühl der Einsamkeit verschwindet, weil der Berg selbst einen fast gleichgeformten Genossen hat, den Rechberg, der ein Schlößchen und eine Kirche trägt, und mit seinem seltsamen Höcker wie ein humoristischer Geselle aussieht, der nur in seinem Wachsthum etwas zu sehr in die Höhe geschossen ist. Der Hohenstaufen ist wie ein davongelaufenes Kind der mütterlichen Alb, die ihn nur unsichtbar noch in der Hand hat, während er so frei und ohne Anlehnung zu stehen scheint, daß er die Aussicht nach allen vier Weltgegenden offen läßt. Ich will nicht erzählen, was die fabelhaft guten Augen Anderer von diesem Gipfel aus gesehen haben wollen, Tyroler und Schweizer Alpen und wer weiß, was noch für ferne Länder, sondern mich begnügen mit dem Blick in das

zu meinen Füßen liegende schöne Land, das mit freundlichen Dörfern übersäet ist. Und die zahlreichen Kirchthürme scheinen eben so viele Finger, die erstaunt zu mir hinauf zeigen, daß da oben ein Glücklicher steht.

V.

Meine Fahrten hatten mich schon mehrmals an Eßlingen vorübergeführt, ohne daß ich mehr davon gesehen hätte, als die großen Buchstaben, mit welchen der Name auf das Bahngebäude geschrieben ist. Ich war aber eines Nachmittags nach langem ländlichem Stillleben in Untertürkheim sehr weltlustigen Gemüthes geworden, sehr verstimmt über meine Einsamkeit, sehr begierig nach den Genüssen städtischen Lebens. Aufrichtiger als Andere, will ich solchen Mißmuth nicht irgend einer poetischen Anregung zuschreiben, sondern einem sehr prosaisch schlechten Mittagbrod im Dorfwirthshaus. Ich verunstaltete plötzlich die schöne Gegend durch Gedanken an Austern und Champagner. Nun besitzt

Eßlingen eine weitberühmte Champagnerfabrik, welche vor jeder Wirthsstube den Vorzug der Ehrlichkeit hat, den edlen Franzwein wirklich nur als ein fabricirtes, als ein deutsches Getränk aufzutischen. Sollte es daher diesem Champagner, dachte ich, an ursprünglicher Begabung fehlen, so hat er doch wie der Bär Atta-Troll wenigstens Gesinnung. „Kein Talent, doch ein Charakter!“

Der Gedanke lag nahe nach Eßlingen zu fahren, selbst wenn dieses weit liegen sollte. Es liegt aber auch nahe, und zwar nicht zum Vortheil von Stuttgart, welche Stadt es durch Schönheit der Lage, Belebtheit der Straßen, Herrlichkeit und Größe seiner Kirchen und Traulichkeit seines ganzen Wesens weit übertrifft. Nichts fehlte ihm, als zu einer Hauptstadt erklärt zu werden, und die Gänse, welche jetzt so ungenirt in natura auf dem Pflaster umherwandeln, würden mittelst der Moden von Paris menschlichere Formen annehmen. Eßlingen ist das Manchester Württembergs, die Fabriks- und

Arbeiterstadt; sie spinnt und webt, sie hämmert und schmiedet den ganzen Tag, nur betreibt sie es nicht, so wie in England mit kohlengeschwärztem Ernst, mit so dampfwolkenverfinstertem Eifer, daß von den Mühen das Dasein comfortable zu machen, der Genuß desselben gänzlich ausgeschlossen wäre.

Wenn man auch nur auf der schönen Brücke steht, so denkt man schon nicht mehr an Maschinen und Champagner, sondern an die Zeiten, die Beides noch nicht in ihrer gegenwärtigen Bedeutung kannten, an das Alterthum mit seinem historischen Sinn und seinem religiösen Schmuck, ausgeprägt in manchem herrlichen Bau. Man bedauert, daß die Steine nicht wie die Bäume alle Jahre wieder frisch werden, denn rund herum blüht und grünt und rauscht eine Natur, so frühlingshaft neu und wunderbar, als wüßte sie es nicht, die Cokette, daß sie schon im zwölften oder dreizehnten Jahrhundert, als auch diese grauen Kirchen und verwitterten Thürme und griesgrämigen Stadtthore noch muntere Ge-

sellen waren, erst in's Leben hineingesprungen, eben so verlockend geblüht, gegrünt und gerauscht hat.

Man kann, wenn man nicht lieber spazieren geht, Geschichte studiren in Eßlingen, so gut wie in mancher vielgenannten Weltstadt. Das Spazierengehen ist freilich gescheiter und man beneidet berühmte Leute, daß sie selbst schon Geschichte machen, wenn sie sich nur irgendwo hinbegeben, wo das bloße Dortsein schon eine Freude ist. Von diesen beneidenswerthen Celebritäten fordert man nicht, daß ihnen, was und wer etwa früher dagewesen ist, wichtiger sein soll, als ihr eigenes Dasein. Ein armer Schriftsteller aber muß mit sogenanntem Nutzen reisen, wenn er seine Leser zur Begleitung auffordern will, und so sollen sie denn auch erfahren, was ihnen wissenswerth sein kann aus der Geschichte von Eßlingen. Es besaß zur Zeit der Meistersänger auch den seinen, und dem guten Schwaben war es aus irgend einem Grunde, den man aufzuklären nicht der Mühe werth gefun-

den, nicht ganz recht, daß Rudolph von Habsburg zum Kaiser des Römisch-Deutschen Reiches erwählt worden. „Sieh zu Deinem Reiche, Gott, sonst erschleicht er Dir noch Deinen Himmel ohne Wehr!“ so sang der kecke Eßlinger. Er brauchte aber nicht vierzig Jahre zu warten, um klug zu werden, der arme Schwabe, denn, wie Gustav Schwab berichtet, bürgerliche Wohlthaten besiegten bald den Widerwillen der Eßlinger und zuletzt nannten sie Rudolph nur „ihren lieben Kaiser.“

Auch die Romantik der Burgtrümmer besitzt Eßlingen und es ist nur natürlich, daß es in solcher auch nicht an einer Sage fehlt. Die hier an das alte Gemäuer verknüpfte unterscheidet sich jedoch von gewöhnlichen Märchen, wie sie in alten Schlössern hausen, dadurch, daß sie weder der grauen Vorzeit, noch selbst dem Mittelalter ihren Ursprung verdankt, sondern schon in die neuere Zeit herunterreicht und sich daher der Geister und Zauberer begeben muß. An ihre Stelle trat der Geist eines

Franzosen und die Bezauberung, die auf ihn eine schöne Schwäbin übte. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts nämlich, als unsere überrheinischen Nachbarn jammervolle Denkmäler ihrer Waffenthaten in Deutschland zurückließen, hatte auch Eßlingen durch den Kriegshelden Melac keine geringe Gefahr zu bestehen. Er wohnte in einem zur Burg gehörigen Häuschen, dem man seinen Namen als Erinnerung ließ, und sann darauf, wie die Stadt am schnellsten in Schutt zu verwandeln sei. Geschwinder aber noch hatten schöne Augen Feuer in seiner Seele angelegt, und nun will die Sage wissen, daß der frevelhafte Franzose den guten Bürgern von Eßlingen nur die Wahl ließ, ihm das Städtchen oder das Mädchen Preis zu geben. — Eßlingen blieb stehen! — Tragödiendichter können diesen Stoff nach Belieben benützen und gestalten, ohne der Geschichte Unrecht zu thun, denn Alles ist räthselhafte Sage geblieben. Einer von den bessern Dichtern Schwabens hat die Begebenheit zu einer Ballade benützt.

Nachdem ich dies Alles in Erfahrung gebracht, hatte ich der Gelehrsamkeit genug gethan und durfte wieder zum harmlosen Pflastertreter werden. Da solches jedoch wegen der Beschaffenheit dieser Bodenbedeckung in Eßlingen seine Unannehmlichkeiten hat, verwandelte ich mich um so lieber in einen Wiesentreter, als mir dazu das sogenannte Eßlinger Gebiet aufgethan wurde, die lieblichste Landschaft, wo jeder Schäfer, der jemals Damon hieß, ohne Scheu die Flöte hätte blasen können, ohne seinem zarten idyllischen Ruf etwas zu vergeben. Denn das Eßlinger Gebiet ist das Hirtenland von Schwaben, und die dort zur Welt kommen, dürfen kühn behaupten, auch sie seien „in Arkadien geboren," selbst wenn sie ihren Landsmann Schiller niemals gelesen haben.

Ueber das Gebirge hingestreut, bis zu seinen Höhen, stellen sich, wie zufällig aus einer Schachtel mit Kinderspielzeug herausgefallen, den Blicken nette und zierliche Häuschen und Hütten dar, von einer Atmosphäre abendlichen

Friedens umsponnen, ein Bild stiller Abgeschiedenheit. Die nahe genug beisammen stehen, um wie ein Oertchen für sich auszusehen, nennt man Weiler, und sie unterscheiden sich von den Dörfern in Schwaben dadurch, daß sie keinen eigenen Pfarrer besitzen, sondern in dieser Beziehung zu Eßlingen gehören. Wie sie in ihrem Aussehen einen Maler dazu hinreißen können, sie augenblicklich auf der Leinwand festzuhalten, um getreulich eine Idylle in Farben herzustellen, so klingen selbst ihre Namen poetisch, und als hätte ein „Minnesänger" dabei zu entscheiden gehabt, heißt eines von diesen Oertchen Liebesbronn. Wer sich gerne hinausträumen möchte aus dieser Zeit voll schwer abzustreifender Thorheiten und voll schwer zu erstrebender Weisheit, der kann wohl Lust bekommen, hier in liebender Gesellschaft oder beschaulicher Einsamkeit das goldene Zeitalter zu erleben. Hier hört die Welt auf, hier ist sie zwar nicht mit Brettern, aber mit Ländlichkeit verschlagen; hier gibt es keine Hotels, keine Zeitungen, keine Zerstreu-

ungen, nichts als ein Lager auf dunkelgrünen weichen Matten unter dem Schatten des Gebirges.

Auch die Gemeindeverfassung dieser Weiler dürfte nicht leicht sonst noch wiederzufinden sein; sie sind nämlich nach altdeutscher Weidgerechtigkeit und Hirtenschaft eingetheilt. Da ließen sich statt Dorfgeschichten Weilergeschichten schreiben, wozu auch der Charakter der Bewohner veranlassen könnte. Diese sind nämlich gleich ihrer Gegend still und friedlich, dabei von einer unendlichen Frömmigkeit. Der fromme Eifer aber wurzelt in protestantischem Boden und artet dadurch zu verdrießlichem Pietismus aus. Wenn hier zu Lande der protestantische Pfarrer auf der Kanzel steht, dann scheint, mit seltenen Ausnahmen, seine Beredsamkeit das belebende Sonnenlicht auszulöschen und die Welt mit Höllenflammen zu beleuchten. Mit Ausnahmen, denn es gibt und gab protestantische Pfarrer, welche unserm Abraham a Sancta Clara ähnlich sind und bei gleich inbrünstig

frommem Eifer die Genialität seines Vortrags besaßen und besitzen. Man erzählte mir von einer Kirchweihpredigt, die in oder bei Hohenstaufen gehalten wurde und in der es ungefähr hieß: „Buße! Buße ist das einzige, so Jammer und Herzleid abwenden kann. Das Wörtlein Buße hat nur vier Buchstaben. Das B. nimm und bete täglich, herzlich zu Gott. Geh' in Deinen Heubahren, nimm ein Bündlein Heu unter Deine Kniee, daß sie Dir nicht abbrechen, und bete, daß es zittert. Der andere Buchstabe ist das U. Du mußt umkehren, Dich verändern. Der dritte Buchstabe ist das S. Wann Du die zwei ersten recht brauchtest, wird der dritte ganz süß werden, die Seligkeit mein ich. Wie lang? Ewig. Das ist der letzte Buchstabe E." So lauten nicht immer die Predigten in Schwaben, doch welchen Eindruck die Frömmigkeit im Eßlinger Gebiete auch auf den Fremden mache, sie ist jedenfalls eine aufrichtige.

Daß Saus und Braus der Welt nicht

hieherbringen, mag freilich dazu beitragen. Ich kam in die Lage, hier mehr Bekanntschaft mit den frivolern Einrichtungen der Welt, wie Gasthäuser oder wenigstens Kaffee-Schenken sind, verbreitet zu wünschen. Auf den Champagner, den ich in Eßlingen trinken wollte, hatte ich längst verzichtet, aber dafür schrie die lechzende Gewohnheit meiner verwöhnten Seele nach Kaffee. Mit Don Carlos declamirte ich in meiner Verzweiflung: „So weit das Szepter meines Vaters reicht, so weit die Schifffahrt unsere Flaggen sendet, ist keine Stelle, keine, keine, wo —" für Geld und gute Worte Kaffee zu haben wäre. Eine Mühle stand einladend vor meinen Blicken, die Räder sausten in voller Thätigkeit. Eintretend gewahrte ich die Müllerin oben auf dem Boden und scheute die gleich einer Perrücke aus der Rococozeit bestaubte Leiter nicht, die hinaufführte, da das Geklapper mich hinderte, von unten verständlich zu werden. Auf mein Verlangen nach Kaffee erwiederte die Müllerin: „Ja, wir haben nichts zu tunken."

— „Das macht nichts, ich möchte blos den Kaffee.“ — „Ja, wir haben keine Milch.“ — „So geben Sie mir schwarzen.“ — „Ja, wir haben keinen Kaffee auch nicht.“

Dies zögernde und allmälige Eingeständniß ist im Zusammenhange mit jenem Charakterzug der Schwaben, aus welchem die Sage hervorging, daß sie erst mit vierzig Jahren klug würden. Sie müssen Alles zweimal thun und zweimal sagen, bevor es das rechte ist, und zu der Geschichte von den sieben Schwaben sammeln sich unter diesem sonst so herzigen Völkchen stets neue Capitel. So ist es bezeichnend, daß kaum ein Bahnhof zu finden, der nicht zu klein oder sonst wie zu unbequem wäre, der nicht vergrößert oder umgebaut werden müßte. In einem kleinen aber viel besuchten Städtchen des Nekarthales baut man jetzt eine bald vergängliche Brücke von Holz über den Strom, während in der Gegend desselben Städtchens so geeignete Steine zu finden sind, daß sie mit schweren Kosten zum Brückenbau nach Ulm geführt wer-

den. Und über solche Schwabenstreiche lacht Niemand mehr als der Schwabe selbst, sie scheinen ein unantastbares Nationalvergnügen zu sein.

Ich setzte meinen Wanderstab weiter nach Kaffee, verlor mich aber dabei auf schönen Gebirgspfaden und gerieth in wonnigliche Einsamkeit, die mich noch anderes hätte verschmerzen lassen, als die geistreiche Bohne. Das Schicksal schien mich übrigens noch durch ein kleines Abenteuer entschädigen zu wollen, denn plötzlich wurde meine Einsamkeit weniger gestört als getheilt von einer holden Mädchenerscheinung, welche, einen Korb auf dem Kopfe tragend, mit so majestätischer Leichtigkeit, wie die Römerin ihren Krug, und einen Rechen über der Schulter, unschwer eine Bewohnerin der Weiler erkennen ließ, die von der Feldarbeit heimkehrte. Ich redete sogleich zu ihr und sie erwiederte mir im traulichen Dialekte des Landes.

Es lag eine unbeschreibliche Grazie in ihrem Gang, ihre kleinen Füße schienen mehr spielend

den Boden zu berühren, als daß sie den feinen schwebenden Körper wirklich getragen hätten. Dabei sprach sie bei aller ländlichen Einfalt mit einer Klugheit, besonders aber mit einer aller blöden Schüchternheit fernen Unbefangenheit, die mich ganz bezauberte. Es war „Lorle“ ganz und gar, wie nur jemals unsere treffliche Louise Neumann in ihrer besten Disposition sie darstellte. Ich verliebte mich so geschwind, als dies Geschäft bei einem Poeten zu geschehen pflegt, so rasch, als ein Blick in's Herz dringt, was bekanntlich in noch kürzerer Zeit geht, als ein Sonnenstrahl braucht, um auf die Erde zu kommen.

Wie lächelte sie so lieblich, als ich ihr, in der Verlegenheit einen passenden Ausdruck für „Tourist“ zu finden, den sie verstanden hätte, endlich sagte: ich reise, um die Gegend und die Leute abzuschreiben! Als ich ihr auch meine vergebliche Sehnsucht nach Kaffee geklagt, bot sie mir an, mich nach dem Hause zu führen, das sie bewohne, und wo sie mir zwar nicht

das Gewünschte, aber doch eine Erquickung versprechen könne. Ich folgte ihr und zwar mit nicht allzugroßen Hoffnungen, was meine Liebe betraf, denn ich kannte ja die fromme Strenge, die in dieser Gegend herrscht.

Einem Bauernhaus entgegensehend, in das sie mich führen werde, erstaunte ich nicht wenig, als sie mir in einer prachtvollen Villa, die beim Herunterkommen vom Gebirge plötzlich zu unsern Füßen lag, unser Ziel zeigte, in einer Villa mit Balconen und Fontainen und einem Garten, in dem sich alle Luxusblumen der Welt im Winde schaukelten. Befremdet sah ich auf mein „Lorle" und meine Verwunderung mochte bis zu jenem Grade gestiegen sein, der Einem ein keineswegs kluges Gesicht verleiht, als sie bei dem Zuruf: „bon soir Mademoiselle" in derselben Sprache erwiedernd den Kopf wendete. Ein Herr stand vor ihr, schwarz befrackt und mit goldener Brille, der ihr mit ausnehmender Artigkeit die Gartenthüre zur schönen Villa öffnete. Ich zögerte einzutreten, wurde aber höf-

lich genöthigt, doch auch einmal die — Wasserheil-anstalt Kenneburg in Augenschein zu nehmen, an deren Schwelle ich mich befand. Das holde Mädchen aber war nichts anderes als eine — Ballettänzerin aus Stuttgart, die sich gerne die kleine Mystification erlaubte, das „Lerle" zu spielen. Vielleicht war nun nicht mehr zu fürchten, daß sie mich puritanisch zurückschrecken werde — aber ich war ein deutscher Schriftsteller! Der Korb auf dem Kopfe, der Rechen in der Hand zeigten an, daß sie sich nach den Gesetzen der Hydropathie in freiwilliger Feldarbeit gehörig Bewegung mache.

Inhalt.